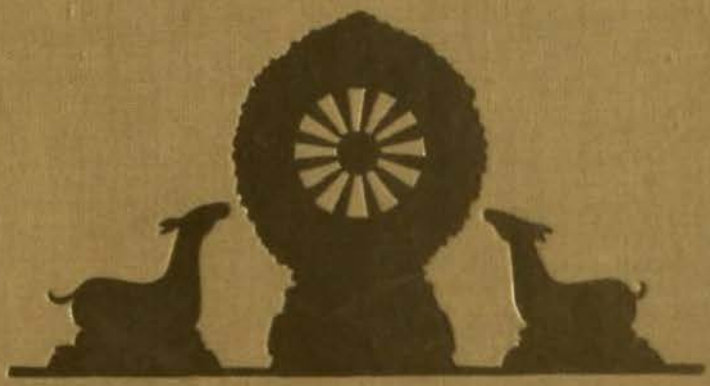


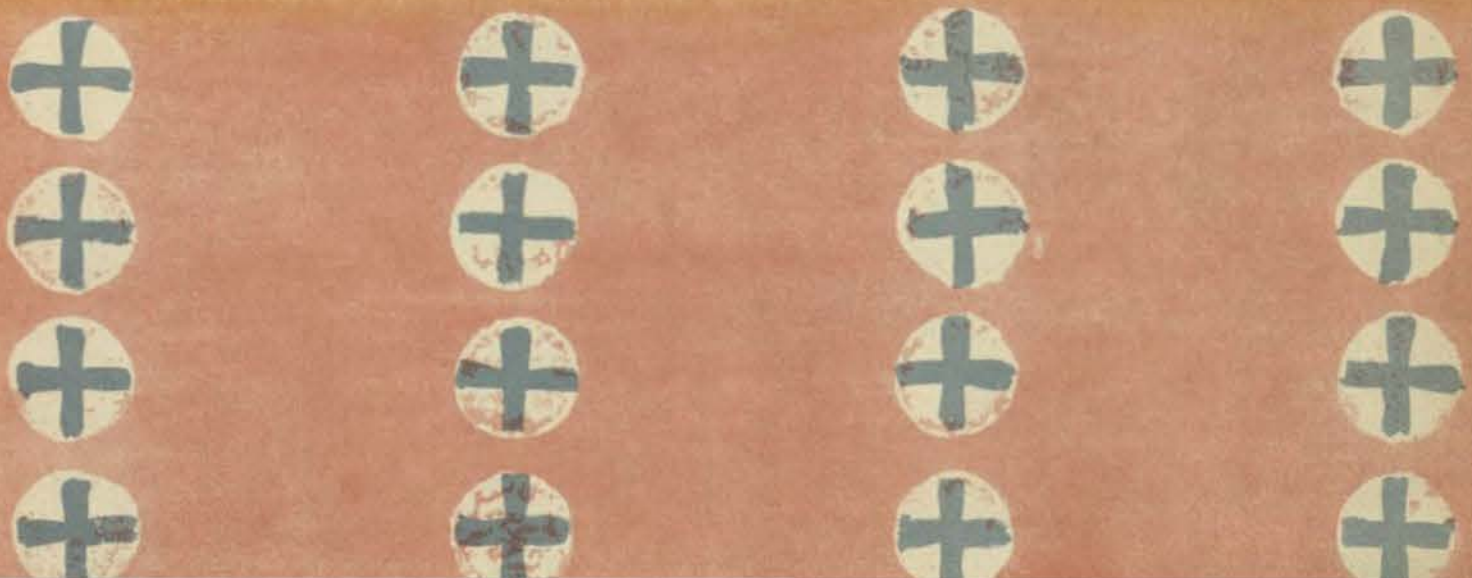
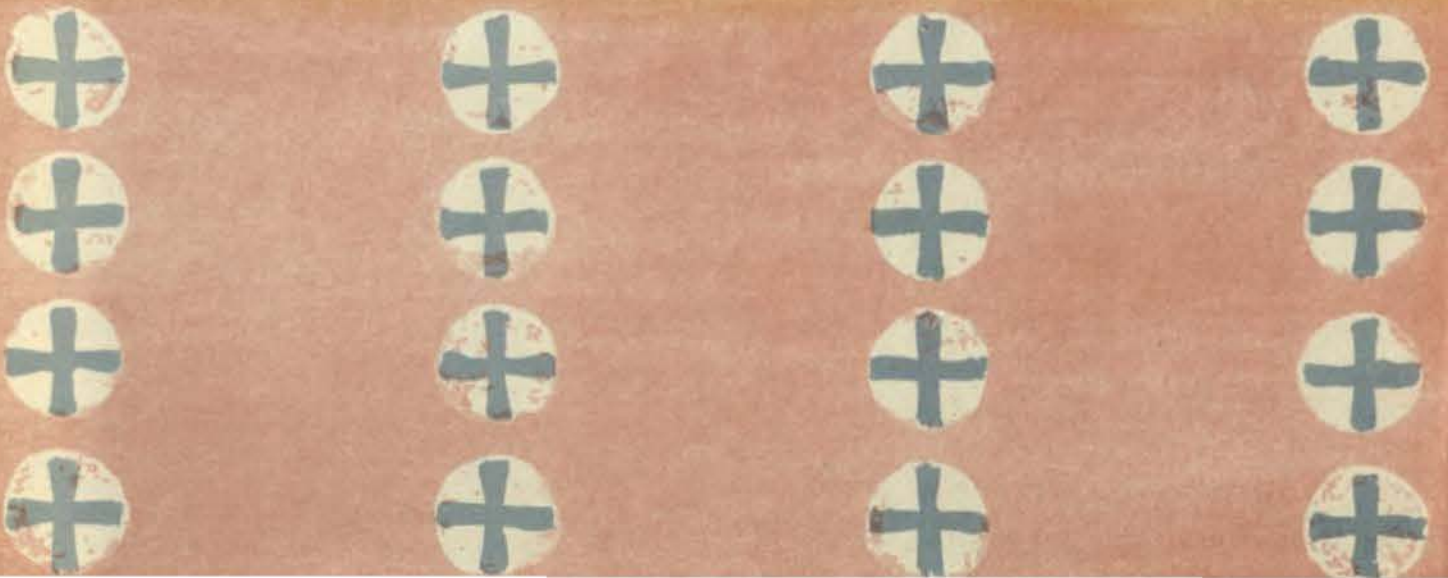
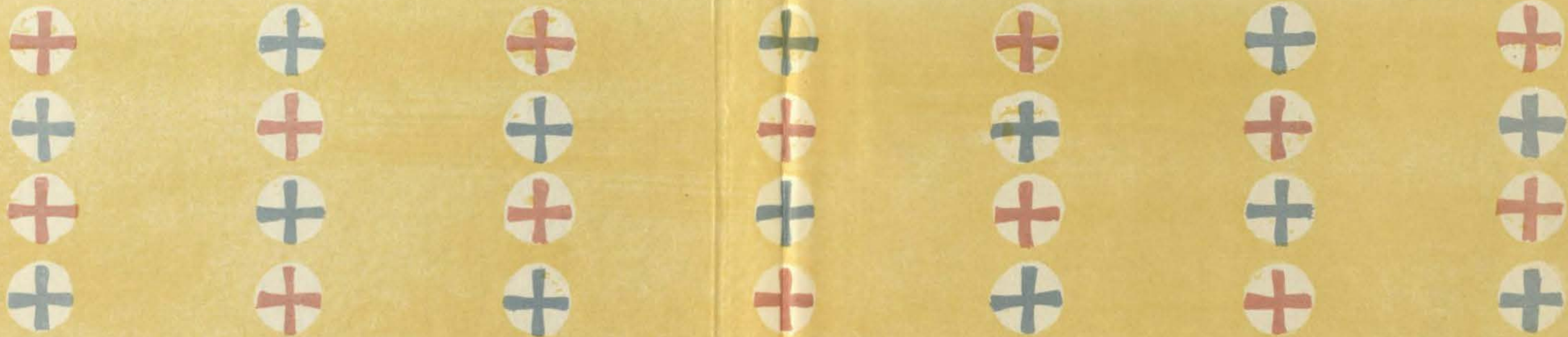
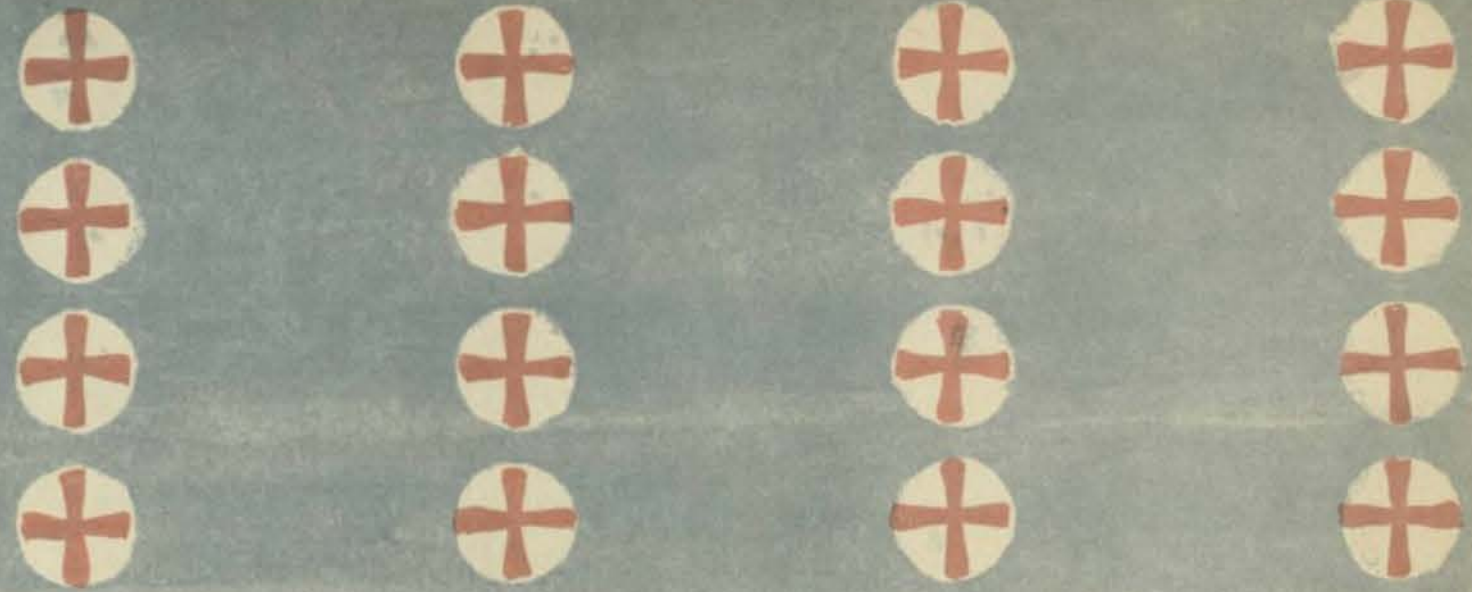
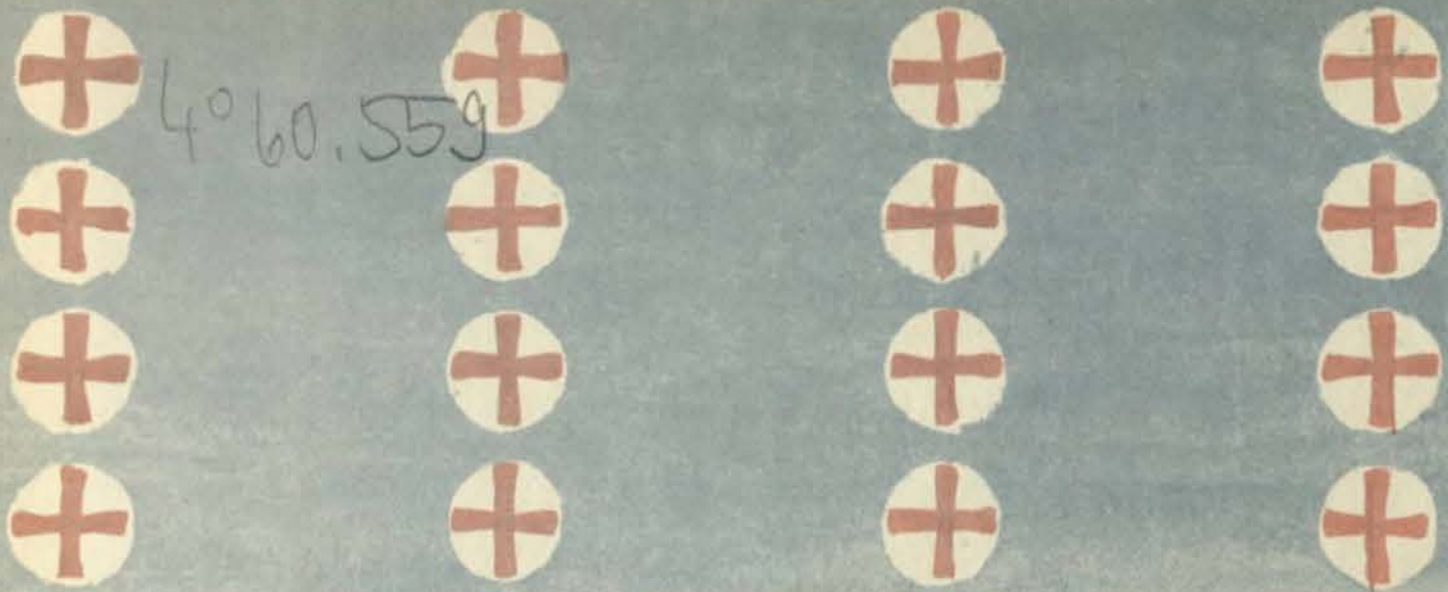
Om Namo Bhagavate Vasudevaya
Sri Sri Ganesha Namah
Sri Sri Kartikeya Namah
Sri Sri Subrahmanya Namah
Sri Sri Murugan Namah
Sri Sri Hanuman Namah
Sri Sri Rama Namah
Sri Sri Lakshmana Namah
Sri Sri Sita Namah
Sri Sri Hanuman Namah
Sri Sri Rama Namah
Sri Sri Lakshmana Namah
Sri Sri Sita Namah



Om Namo Bhagavate Vasudevaya
Sri Sri Ganesha Namah
Sri Sri Kartikeya Namah
Sri Sri Subrahmanya Namah
Sri Sri Murugan Namah
Sri Sri Hanuman Namah
Sri Sri Rama Namah
Sri Sri Lakshmana Namah
Sri Sri Sita Namah
Sri Sri Hanuman Namah
Sri Sri Rama Namah
Sri Sri Lakshmana Namah
Sri Sri Sita Namah

Om Namo Bhagavate Vasudevaya
Sri Sri Ganesha Namah
Sri Sri Kartikeya Namah
Sri Sri Subrahmanya Namah
Sri Sri Murugan Namah
Sri Sri Hanuman Namah
Sri Sri Rama Namah
Sri Sri Lakshmana Namah
Sri Sri Sita Namah
Sri Sri Hanuman Namah
Sri Sri Rama Namah
Sri Sri Lakshmana Namah
Sri Sri Sita Namah

4° 60.559





VLADIMÍR SÍS - JOSEF VANIŠ

DER WEG
NACH LHASA

BILDER AUS TIBET



ARTIA

1956

PRAG

VLADIMÍR SÍS - JOSEF VANIŠ

DER WEG NACH LHASA

Bilder aus Tibet

Deutsch von M. Vanišková

Graphische Ausstattung von M. Hrbas

Copyright 1956 by Artia Prag

Printed in Czechoslovakia

INHALT

Der Weg führt in die Berge	9
Der einsame Reiter	12
Zu Besuch bei tibetischen Hirten	14
Die große Verwandlung des Teepfades	17
Frühling in Tibet	20
Lamas und Lamaklöster	22
Der Dalai-Lama auf Reisen	25
Vor dem Ziel	28
Lhasa	30
Wir lernen Lhasa kennen	32
Menschen in Lhasa	38
Potala-gun	42
Die ersten Automobile in Lhasa	49
Abschied von Tibet	54
Abbildungen	57

DER WEG FÜHRT IN DIE BERGE . . .

Noch bevor wir uns auf die Reise begeben, auf den Weg, der in die Berge führt — noch bevor du, unbekannter Leser, feststellst, daß die Einleitung dieses Buches kein Kapitel über Höhenmessungen, keine geologischen Angaben, Tafeln über Windrichtungen und über die Bevölkerungsdichte enthält, kurz über all das, was Berufsreisende und wissenschaftliche Expeditionen nur so aus dem Ärmel schütteln, sondern lediglich einige schlichte Reiseeindrücke aus Si-k'ang und Tibet — noch vor all dem gestatte, daß wir dich einladen, mit uns an einem runden Tisch im Gasthaus „Zur ewigen Aussöhnung“ Platz zu nehmen.

Nach Harz und Föhren duftet die Tischplatte, die schwarz ist wie Samt und glänzend wie geschmolzenes Glas. Gewiß hat jenen, die diesen dunklen Lack gemischt haben, der nächtliche Spiegel der Reisfelder zum Vorbild gedient, die jedoch schon weit hinter uns liegen.

Nimm Platz, wo es dir beliebt. Am runden Tisch ist ja sowieso niemand erster, zweiter oder dritter. Nein, am runden chinesischen Tisch kann niemand ein Recht auf den Vorsitz geltend machen; und das bedeutet gleich am Anfang viel Gutes für friedliche Gesinnung und gemeinsames Verständnis. Doch du bist Gast, und so werden dir die Bambusstäbchen, mit denen die übrigen speisen, gegen zwei schlanke Säulchen aus Elfenbein mit zartrosa geschnitzten Blumen ausgetauscht, um deine Augen zu erfreuen. Versuche einmal, die Finger so zusammenzupressen, daß sich die Enden der Stäbchen leicht berühren. So . . . Du triffst es schon, und so kann wohl unser gemeinsames Abendessen in einer der entlegensten Gaststätten der Welt seinen Anfang nehmen.

Im Gasthaus „Zur ewigen Aussöhnung“ gibt es auch eine Speisekarte — ein schmaler Streifen Seidenpapier, eher eine meisterhafte Probe der Pinselführung und der Anwendung gelöster Tusche als ein Verzeichnis der Speisen, die man hier bestellen kann. Solltest du noch Lust haben, zu hören, wie diese erstaunlich schön gemalten Zeichen in chinesischer Aussprache klingen, wird sie dir der Kellner in der blauen, wie der Frühlingshimmel reingewaschenen Bluse vorsingen. Mit diesem einleitenden Gesang beginnt die zauberhafte Vorstellung eines chinesischen Nachtmahls. Gesang ist hier keine poetische Redensart, sondern die Feststellung einer Tatsache. Der Kellner im Gasthaus „Zur ewigen Aussöhnung“ singt wirklich mit Fistelstimme die Benennung jeder beliebigen unter den fünfundsiebzig Speisen, die der glattrasierte Koch mit seinen Gehilfen hinter den Kulissen bereitet. Über dem Zischen und Brodeln der glühenden Pfannen hört man deutlich das „Sch-sch“ des Kochs, mit dem er die einzelnen Bestellungen entgegennimmt. Möchtest du vielleicht die Bühne des runden Tisches, wo uns der singende Kellner umtänzelt, verlassen und den rauchenden Hintergrund betreten — um eine chinesische Küche kennenzulernen? Bitte . . .

Unter den großen Kesseln brennen harzige Scheite, unter den kleineren getrockneter Bambus, unter den kleinsten Holzkohle. Wie man sieht, wird in der Fülle von Kleinigkeiten, die die wahre Kochkunst ausmachen, auch die Glut des Feuers nicht als etwas Zweitrangiges betrachtet.

Wäre es denn überhaupt denkbar, einen süßen Fisch auf dem gleichen Feuer zu braten wie einen fetten Kapaun oder eine zart durchsichtige Zwiebel? Ebenso ausgeschlossen ist es, dieselbe Garnierung zu benutzen, ohne einen Unterschied zu machen, ob es sich um weißes, zartrosa oder dunkelrotes Fleisch handelt, und eben darum haben die verschönernden Soßen, mit denen man die Speisen übergießt, um sie noch verlockender zu machen, jede ihre wohlwogene Farbe. Freilich darf man sie nicht mit den verschiedenen Würzen verwechseln, die erst den Geschmack ausmachen, wenn auch die Schoten von Paprika und Pfeffer, in zerlassenes Öl getaucht, alle Farben spielen. Bei diesen ist nämlich die Farbe nicht so wichtig, hier geht es um den Geschmack. Das ist beim Backen, Kochen, Schmoren, Braten, Sieden der verantwortliche Augenblick — die Beigabe von Gewürz. Schau mal, schau, wie sich dabei zwischen den feinfühligsten Fingerspitzen des völlig auf sein Werk konzentrierten Meisters der Porzellanlöffel in das Schälchen einer empfindlichen Waage verwandelt. Soeben fiel ein dunkelbrauner Tropfen aufgelöster Paprika auf den Rücken des schmorenden Fisches. Ein zweiter — ein dritter — kleinere und kleinere Tröpfchen, ein feiner Regen. Und mit dem fertigen Fisch werden dir Tiegeln mit dem gleichen Gewürz und einem ähnlichen Porzellanlöffel, wie sie vordem der Koch verwendet hatte, auf den Tisch gebracht. Denn du selbst sollst erst endgültig entscheiden, ob du dem mit Mandeln bestreuten Fisch noch einen kräftigeren Beigeschmack von Knoblauch verleihen, oder ob du die Enden deiner Stäbchen in bitteren Pfeffer tauchen willst, um ihn auf den Tellerrand zu träufeln und kleine Stückchen Hühnerfleisch durchzuziehen.

Du sollst ja nicht nur ein Tischgast sein, mit der Sehnsucht, dich sattzuessen, sondern sollst dich schöpferisch an der Zusammenstellung des Geschmacks und der Farbe der Speisen mitbeteiligen. Versuche ein Stückchen Seegrass oder Gansleber in Krensoße. Nimm mit deinen der Breite nach hingelegten Stäbchen etwas gekochten Reis auf dein Schüsselchen, und fische dir mit dem Messingschöpfer die durchsichtigen Bambusblättchen aus der kräftigen Gemüsesuppe. Schlürfe von dem Maiswein, reiße einen Bissen gekochter Gans ab, doch nimm dich in acht, damit all diese scharfen Speisen nicht das Wertvollste — deine Zunge, deinen Gaumen — abstumpfen.

Stärke dich für die bevorstehende Reise und vergib uns diese kleine Verzögerung. Aber gib zu — wäre es denn möglich an dem Gasthaus, das den Reisenden mit all den köstlichen Gerüchen seiner Küche und dem farbigen Lampion über dem Eingang lockt — an dem Gasthaus „Zur ewigen Aussöhnung“ einfach vorbeizugehen? Und überdies, inmitten grauer Felsen, bei eisigem Wind oder undurchdringlichem Nebel wäre es gewiß nicht das richtige Milieu, um Bekanntschaft zu schließen. Jetzt hingegen — die Wangen sind gerötet vom heißen Essen, ringsumher herrscht traute Gemütlichkeit, und so ist auch unsere Annäherung leichter.

Du weißt bereits, daß du unter die Mitglieder des Stabes einer Filmexpedition geraten bist, die über die neue Straße Si-k'ang—Tibet nach der Hauptstadt Lhasa gelangen will. Du weißt auch schon, daß sich unter den Leuten dieses Stabes zwei Tschechoslowaken befinden, denen die seltene Gelegenheit geboten wurde, kennenzulernen, wie die Menschen in diesen einst unzugänglichen Teilen der Welt lebten, leben und leben werden.

Solltest du bereits ungeduldig die mit Text angefüllten Seiten durchgeblättert haben, um

endlich auf den Bildern das Unbekannte zu erschauen, das wir bis jetzt nur verheißen, so wundern wir uns nicht. Auch wir bebten ja bereits vor Ungeduld, endlich auszuschreiten auf dem Weg, der sich in Nebelschwaden verlor, auf dem Weg, der in die Berge führte . . .



DER EINSAME REITER

Weit hinter uns liegt bereits die majestätische Gebirgskette K'ung, deren siebentausend Meter hohe Gipfel nur selten unter den schweren Wolkenkuppeln auftauchen . . .

Es ist März, die Zeit der Nebel und Schneestürme. Große Graupeln trommeln auf unser Zelt-dach in der Auffangstation unter dem Berg Tschapi-la. Ein eisiger Wind jagt zeitweise die wogen- den Nebelbäusche auseinander und verwandelt sie in lange Schwaden, die mit dem Schneesturm um die Wette die unsichtbaren Felsenmassive überfliegen. Der Tag wird zur Nacht, und Eisstücke, groß wie Flußkiesel, trommeln in gehacktem Rhythmus auf die gefrorene Zeltleinwand.

Plötzlich wird die Landschaft von einem eigenartigen Licht erhellt. Der Sturm flaut ab. Im schwefelartigen Dämmerlicht werden die in jahrhundertelangen Stürmen verwitterten, aufgetürm- ten Felsmassen sichtbar. Durch die in den Stein gehöhlten Tunnels winden sich Nebelschwaden. Durch das feste Netz des Zeltfensters scheint dieser Anblick noch unwirklicher. Es wird einem bang inmitten der ungeheuren Kräfte der Natur, obwohl der umgrenzte Raum des Zeltes ein gewisses Gefühl der Geborgenheit bietet.

Das dumpfe Aufschlagen des Hagels hat aufgehört. Plötzlich ist es still. Das gelbliche Licht, das den Nebel durchschneidet, wird grau, dann weiß, und verfließt im unendlichen Raum. Die gegenüberliegenden Felsen erstarren zu einer unbewegten Mauer, die die letzten eisbeschwerten Wolken überfliegen. Zur Linken ist ein Berggipfel von mindestens sechstausend Meter Höhe emporgewachsen. Um seine Spitze schlängelt sich ein abgerissener Nebelstreifen. Der Boden rings um das Zelt, der vor dem Sturm mit verstreuten Felsbrocken besät war, ist nun durch glitzernde Eisstückchen zu einer einheitlichen Fläche ausgeglichen. Das lange, weißverschneite Feld endet in eine steil ins Tal abfallende Schlucht, unten sind einige dunkle Flecke versengter Sträucher sichtbar.

Am Rande der Schlucht ist soeben ein Reiter aufgetaucht. Das Pferd stemmt noch einigemal seine Hufe gegen die glatte Felswand, der Reiter richtet sich im Sattel auf und setzt sich bei den ersten Schritten des Tiers auf der Ebene wieder zurecht. Der Reiter und auch das reifbedeckte Pferd verlieren sich gegen den blendend weißen Hintergrund. In eine Woldecke gehüllt, die einer weiten Pelerine ähnelt, mit einem Filzhut, dessen Krempe von der Feuchtigkeit aufgeweicht ist, sitzt der Tibeter bewegungslos im Sattel, die lange Flinte mit der Stützgabel am Ende auf dem Rücken. Er hat jetzt die steif gewordenen Zipfel seiner Pelerine über den Sattelknauf geworfen, und unter dem seidenen Gürtel, der den schwarzen Rock zusammenhält, glitzern die Verzierungen des breiten Schwertes in der Scheide. In seiner Rechten hält der Reiter die Zügel, in der Lin- ken ein Tsch'a-kor, die „Gebetmühle“, die mit ihrem langen Handgriff auf seinen Knien ruht. Eine an einem Kettchen befestigte kleine Kugel erhält die Gebetmühle in ständiger Drehung. In der Kupferwalze, die sich um ein Holzstäbchen dreht, sind innen auf einem Seidenstreifen am

häufigsten die Worte des Gebets „Om mani padme hum“ geschrieben. Dieselben Worte sind in die glatten Felswände geritzt, und es bleibt oft fraglich, wo der kühne Steinmetz gestanden haben mag, wenn doch von diesen glatten Felsen selbst die gekrümmten Krallen der Geier abrutschen müßten . . .

Om mani padme hum ist wohl an die hundertmal nacheinander auf die über dem „Obo“ (Steinhaufen mit aufgepflanzten Bündeln aus Stöcken und Speeren) wehenden Gebetfahnen ge- schrieben, die müde Pilger nach der Übersteigung des kahlen Gipfels oder des von Lawinen dröhnenden Engpasses hier aufgestellt haben. Om mani padme hum — diese Worte wehen in Sturm und Gewitter, Om mani padme hum, der Anfang des Gebetes, der in die von brausenden Stromschnellen und den kühlen Wellen der Seen umspülten Felsen gemeißelt ist. O Kleinod in der Lotosblume, — bedeuten die Worte auf der sich drehenden Walze, die den Reiter auf seinem Wege begleitet. Der altertümliche buddhistische Gegenstand, der ihm Schutz gewähren soll, und nur ein Zoll davon die Waffe, das Schwert, auf das er in der Gegenwart vertraut . . .

Dieser einsame Reiter ist das Symbol des alten Aberglaubens seines Stammes, aber auch des Widerstands, den die Menschen hier den Kräften der Natur entgegensetzen.

Sicher schreitet das kleine Pferd über das Eisfeld, auf dem die glühende Frühlingssonne in eini- gen Wochen den ausgetretenen Karawanenpfad bloßlegen wird. Der Reiter verschwindet hinter dem scharfen Keil des weißen Berges — ein einsamer Reiter — nur die Fußspuren des Pferdes bleiben an vereinzelten Stellen im weichen Schnee zurück . . .

Heute hat die Sonne vor ihrem Untergang keine Zeit mehr, den ganzen Vorhang aus Dunst, Nebel und Wolken zu durchdringen. Aber nichts kann den feurigen Riesen daran hindern, dem Dunkel der Nacht noch seinen letzten Widerstand entgegenzusetzen. Er versucht also, den abendli- chen Schatten noch violette, purpurne, rote und zartrosa Töne beizumischen, die er dann allmäh- lich erkalten und in ein fröstelndes Grau übergehen läßt.

Es ist besser, sich dem flackernden Feuer zuzuwenden oder sich mit der Überzeugung hinzu- legen, daß schon morgen die warme Sonne aufgehen und dem Himmel die Farbe verleihen wird, die ihm doch wohl am besten paßt — Ultramarinblau. Dann sind die Berge, mit den keck aufge- setzten Schneemützen, die verkörperte Schönheit selber. Dann reiten die Männer mit fröhlichem Gejohle zu zweien und in Haufen, und die Pferde prusten vergnügt den zarten Reif, der an ihren Nüstern haftet. Denn dieses Land versteht es auch, freundlich zu sein, und besitzt einen wahren Schatz schöner Tage und Nächte. Es verdient in der Tat nicht, als ein Land mit grausamer, ungastlicher Natur geschildert zu werden, das niemandem gestattet, sich ihm zu nähern.

ZU BESUCH BEI TIBETISCHEN HIRTEN

Man könnte als Überschrift zu diesem Kapitel auch die Worte setzen: „Empfang bei den Tibeterinnen und den Tibetern“. Wir geben den Frauen den Vorrang, den sie in diesem Falle auch voll verdienen, denn sie waren es, die als erste das Eis des Mißtrauens durchbrachen, wie man so sagt.

Die einsam auf unendlichen Bergplateaus und Gebirgshängen lebenden Nomaden, Menschen aus kleinen Dörfern, Siedlungen und Häusern in der Nähe der Klöster sind es nicht gewohnt, Fremde mit surrenden Kinokameras und knackenden Photoapparaten zu sehen. Die Ankunft eines Europäers in Tibet ist noch heute ein ungewohntes Ereignis, das bei den Leuten ähnliche Gefühle hervorruft, als käme zu uns plötzlich einer dieser Bergbewohner, die auf dem sogenannten „Dach der Welt“ leben. Stellen Sie sich bitte nur einmal vor, daß an Ihrer Tür ein Tibeter in seinem langen Rock anläutet, mit Ärmeln, die ihm bis zu den Knien reichen, mit einem Messer im Gürtel, in weichen Lederstiefeln und mit einem breitkrämpigen Hut oder einer Fuchsfellmütze auf dem Kopf. Oder was für einen Eindruck würde wohl bei Ihnen eine sonngebräunte Tibeterin mit ihrer phantastischen Haartracht erwecken, wenn sie unvermutet am Zaune Ihres Gartens lehnte! Und wir haben doch diese guten Leute auf ganz ähnliche Art überrascht. Wir sind um die Wohnungen der tibetischen Hirten herumgestreift, haben fürwitzig über ihre aus Rasenstücken aufgetürmten Zäune, die ihre schwarzen Zelte vor den kalten Winden schützen, gespäht und neugierig die Zipfel des blutgetränkten Wollstoffs gelüftet, aus dem diese zusammenlegbaren Häuschen genäht sind. Schon früher hatten wir die Beobachtung gemacht, daß die blitzenden Objektive der Kameras bei den Tibetern größtes Mißtrauen erregten. Sie bedeckten ihre Gesichter, kehrten uns den Rücken und wollten mit den seltsamen Augen der Photoapparate nicht das Geringste zu tun haben. Waren wir doch selbst mit unseren fremdartigen Gesichtern, unserer Sprache und unserer Kleidung etwas mehr als eine Überraschung. Als aber die Neugierde die Angst überwunden hatte, erwiesen sich die Tibeter, ungeachtet unseres sonderbaren Benehmens, als freundliche Menschen und liebenswürdige Gastgeber.

Das erkannten wir unter dem Gebirgszug Ku-pl, wo wir zu Ende des Winters lebten. Unweit stand eines der schwarzen Hirtenzelte. Durch die rechteckige Dachöffnung stieg eine friedliche Rauchsäule empor. In der Nähe weidete eine kleinere Herde buckliger Grunzochsen, der Yaks, die unter dem tauenden Schnee nach trockenem Gras suchten. Jedes dieser starken Tiere wäre wohl ein erwünschtes Exemplar in einem Zoologischen Garten. Das über Wollseile gespannte Zelt, mit dem langen, verblichenen und mit schützenden Zeichen bedruckten Leinwandstreifen über dem Eingang, hatte schon lang unsere Neugier angefacht. Von seinen Bewohnern hatten wir bis dahin nur einen stattlichen Greis zu Augen bekommen. Als er uns zum erstenmal aus der Nähe erblickte, erstarrte er zuerst vor Erstaunen und verschwand dann eilig. Nur die aufsteigende Rauchsäule

hörte nicht auf, unsere Phantasie zu erregen. Wir rührten uns nicht von der Stelle, als ahnten wir, daß es uns doch noch gelingen würde, den Haushalt der Hirten zu erblicken. Wir hatten uns nicht geirrt; tatsächlich traten nach einer Weile zwei Frauen aus dem Zelt. Ihre Wangen waren vom Wind gebräunt, die langen Zöpfe steckten unter den enggezogenen Gürteln der Gewänder. Sie verneigten sich leicht und luden uns mit einer Handbewegung ins Innere. Etwas verwirrt traten wir ins Dämmerlicht des Zeltes. Der Greis, den wir bereits kannten, überreichte uns einen kurzen Musselinstreifen, den „K'a-dag“ (Zeremonienscharpe), mit dem die Tibeter ihre Einladung und ihre freundliche Gesinnung ausdrücken. Auf so etwas waren wir nicht vorbereitet, obwohl wir ähnliche Seidenstreifen für solche Gelegenheiten in unserem Reisegepäck mitführten. Über unsere Unsicherheit half uns die größere der beiden Frauen hinweg, indem sie auf einen kleinen Teppich wies, der neben der Feuerstelle aus Lehm auf dem Boden lag. Wir setzten uns. Auf einer Holzschüssel wurden uns kleine weiße Spiralen gereicht. Zum erstenmal kosteten wir „tschuri“ — getrockneten sauren Quark. Wir hatten diesen harten Leckerbissen noch nicht zerkaugt, als uns der Greis mit einer würdevollen Geste bereits kleine Schälchen reichte, die mit dunklem, mit alter Butter gemischtem Tee gefüllt waren. Das Rezept dieses stärkenden Sudes kannten wir bereits vom Hörensagen, doch hatten wir aus ganzer Seele gehofft, daß wir nicht allzuoft genötigt sein würden, ihn zu kosten. Es ließ sich aber nichts mehr tun. Das Trinken mehr andeutend schlürften wir von der dichten, süßlich nach Fett riechenden Flüssigkeit. Das scharfe Aroma der Butter überdeckte den Geschmack des Tees, mit dem dieses Getränk tatsächlich nicht das geringste gemeinsam hat. In der Annahme, daß unser Zögern wohl ein Zeichen unserer Unzufriedenheit mit der zu geringen Portion sei, tat der Greis noch ein weiteres Stück alter Butter in die Butterdose, aus der die Flüssigkeit eingegossen wurde. Sein Vorrat hing in einem aus einem Schafsmagen hergestellten, durchfetteten Sack an der Zeltstange. Gern hätten wir auf die wohlgemeinte Bewirtung verzichtet, doch sollten wir noch lernen, daß bei jedem Beisammensein ein Trunk tibetischen Tees unumgänglich ist.

Später lernten wir im Dorfe Yo-ri-tun noch eine andere Art des Teetrinkens kennen, wobei halbgepreßter, mit Salz gekochter Tee und dazu kleine mit saurer Sahne gefüllte Tüten aus rohem Gerstenmehlteig verabreicht wurden.

Hier tat der Greis Tsamba, Mehl aus gerösteter Gerste, direkt in das Schüsselchen, in dem sich noch ein Rest von Tee befand, und knetete daraus geschickt mit der rechten Hand ein Teigkugeln, das er mit dem gleichen Appetit zerkaute, als wäre es das saftigste Beefsteak.

Unser neugieriges Umherblicken im Zelt, dessen einzige bescheidene Einrichtung aus einigen Decken, Holzsätteln und festen Seilen bestand, wäre uns fast verhängnisvoll geworden. Unweit des Ofens hing nämlich an einer Stange eine an der Sonne getrocknete Yakklende, und nur unsere ausdrucksvollen Gesten konnten den Alten schließlich davon abhalten, uns auch noch diesen Leckerbissen anzubieten.

Die Tibeter essen nicht viel Fleisch, und wenn überhaupt, dann nur von Yaks oder Widdern, und meistens roh.

Einer näheren Bekanntschaft mit der tibetischen Küche entgingen wir dank der weiblichen

Neugier. Die jüngere der Frauen trat auf uns zu, denn unsere hohen Pelzstiefel mit Reißverschluß und gerippten Gummisohlen hatten ihr lebhaftestes Interesse erweckt. Da ließ sich nichts machen, die Stiefel mußten herunter. Nach einem Weilchen faßte auch die andere Mut — die maschinengestepten Ränder unserer Taschentücher hatten es ihr angetan. Im Laufe des stockenden Gesprächs erfuhren wir, daß die ältere Frau die Tochter des Alten, und die jüngere seine Enkelin war, doch bald wurden Worte überflüssig, denn das größte Interesse galt auch weiterhin unserer Kleidung und den aufregenden Dingen, die unsere Taschen bargen. So breiteten wir also vor uns eine Art von Basar aus, führten mit unseren Füllfedern Proben der Lateinschrift vor, mußten bis zum Überdruß unsere Feuerzeuge entzünden, und als wir anstelle der uns fehlenden Worte unsere bisherige Reise aufzuzeichnen begannen, erweckten auch unsere ungelungenen Zeichnungen höchste Bewunderung. Die Freudensrufe und lächelnden Mienen der Frauen und des Alten ersetzten bei dieser Vorführung aller möglichen Kleinigkeiten, die man so bei sich trägt, das Gespräch vollkommen. Der Besuch im Zelt der Hirten zog sich bis in die späten Nachmittagsstunden hin. Dafür durften wir ganz aus der Nähe die Schmuckstücke aus Bernstein besehen, welche die Frauen in dieser Gegend tragen, zum erstenmal ein „Tsch'a-kor“ in die Hand nehmen und diese kleine Gebetmühle drehen, den heimisch gewebten Pulo-Wollstoff kennenlernen, und der Greis erlaubte uns, mit dem in ein Ledersäckchen voll getrockneten Zunders aus zartem Moos eingenähten Stahl Feuer zu schlagen. Er bot uns auch eine Prise starken Tabaks an, den er einem ausgehöhlten Rinderhorn mit silbernem Deckel entnahm. Wir wogen die leichten, aus rotem und weißem Leder genähten Festtagsstiefel in der Hand, und die ältere Frau gestattete uns sogar, das Innere des getriebenen Amulettkästchens zu betrachten, das sie um den Hals trug. Darin befand sich ein Stückchen Stoff und eine kleine Buddhatatue aus Kupfer. Ohne Butterzusatz schmeckte der Tee gar nicht so schlecht. Im Laufe dieser paar Stunden haben wir erlernt, mit gekreuzten Beinen bequem auf dem kurzen Teppich beim glühenden Feuer zu sitzen. Der Kamin bestand aus einer schlanken Tonkanne ohne Boden, und durch den offenen Zeltfirst stieg der Rauch zum grauen Himmel empor . . .

Einige Tage später lernten wir noch einen weiteren Bewohner des Zeltes kennen, einen jungen Recken, der vom Einkauf aus der nahen Siedlung zurückgekehrt war. Er war von einem in eine dunkelrote, verschossene Kutte gekleideten Lama begleitet, der sich auf der Pilgerfahrt befand. Nur der kahlgeschorene Kopf verrät, daß er dem Mönchstand angehört. Beide, der Sohn wie der Lama brachten Neuigkeiten von den Orten, durch die sie gekommen waren, und bald nach ihrer Ankunft wuchsen über Nacht zwei weitere Zelte in der Nähe der Wohnung unserer Freunde aus dem Boden empor. Hirten aus den nächstgelegenen Tälern waren gekommen, um lange nachbarliche Gespräche zu führen, bei denen unzählige Schälchen mit Tee geleert wurden, und gewiß auch von unserem kürzlichen Besuch im schwarzen Zelt gesprochen wurde.

DIE GROSSE VERWANDLUNG DES TEEPFADES

Das klingt wie der Titel eines alten Märchens, und man könnte tatsächlich auch wie im Märchen beginnen: Es war einmal ein Teepfad . . . Er führte aus der heiligen Stadt Lhasa bis nach Kandin, das einst Ta-tsi-en-lu hieß, und vielleicht sogar noch weiter bis ins Innere Chinas. Wenn auch der Name dieses Pfades den Duft der Teeblätter ausströmte und zärtliche Vorstellungen von einer dunkel golden gefärbten Flüssigkeit erweckte, erreichten jene, die ihn benützten, oft nicht ihr Ziel. Es war kein guter Pfad. Er führte über Rongs (tiefe Täler), durchschnitt Dros (ebene Weideplätze) und erklimmte ungezählte Las (hohe tibetische Bergpässe). Er hatte die Farben aller Steine und alle Grade von Hitze und Kälte. Er war umfächelt von friedlichen Lüftchen, und eisige Stürme brausten über ihn dahin. Oft wollte ihn die Erde in ihrem Zorn in bodenlose Abgründe stürzen. Wie ein dünner Faden leuchtete er in der sengenden Sonne und verlor sich im brodelnden Nebel.

An manchen Stellen schritten Menschen und Tiere bequem nebeneinander einher, häufiger aber wurde der Pfad schmaler als die Hufe der Yaks und Maultiere, schmaler als die Sohlen jener, die die verschreckten Tiere über den verschütteten Weg führen wollten. Dicht an die Felswände gedrückt, zogen die Karawanen dahin, doch der Fels wich dem Druck nicht, der sich verstärkte mit der wachsenden Angst vor der lauernden Tiefe. Ein falscher Tritt genügte, und eine lebendige Lawine stürzte den Hang herab, an dem nicht einmal die Felsbrocken einen Halt finden konnten.

Das war der Hinweg, und dann mußte noch der Rückweg mit der Teelast überstanden werden.

Die winterlichen Schneestürme brachten es fertig, den Pfad zu verwischen, und dann tastete Mensch und Tier blindlings zum Ziel. Hin oder zurück. Die Päckchen gepreßten Tees in Bambushüllen hatten dem Pfad seinen Namen verliehen. Seit undenklichen Zeiten wurde Tee aus dem Innern Chinas nach Tibet eingeführt. Jahr um Jahr zogen die Karawanen, von mutigen Menschen geführt, den unberechenbaren Pfad entlang. Tee war für arm und reich, neben Tsamba und Fleisch, gleichbedeutend mit Lebenskraft. Das an Naturschätzen so reiche Land besaß außer den Karawanenpfaden keinerlei Verkehrswege. Nur durch diese engen Äderchen, auf denen die Menschen so oft ihr Leben lassen mußten, war Tibet mit der übrigen Welt verbunden. Ein unzugängliches Land, umgeben vom gigantischen Wall der Berge. Die Sehnen der Tiere und Muskeln der Menschen waren die einzige Triebkraft, die die ungezähmte Natur überwand. Wie sollte man nicht dem Adler seinen freien Flug unter dem unermeßlich freien Himmelsgewölbe neiden!

Man brauchte breite und somit schnelle Verkehrswege. Dauerten doch die Wanderungen der Karawanen monatelang, und auch die erfahrensten Führer waren machtlos, wenn es der Natur beliebte, den regen Verkehr auf dem Teepfad zum Stehen zu bringen.

Ja, man brauchte eine breite, eine gefahrlose Straße, um Tibet mit dem Innern Chinas zu verbinden.

Große Veränderungen und auch die Verwandlung des Teepfades in die legendäre K'ang-dsang kung-lu — die Straße zwischen Si-k'ang und Tibet — brachte der Vertrag zwischen Tibet und den Vertretern der Zentralregierung Chinas, laut dessen Tibet zu einem autonomen Teil der Volksrepublik China wurde. Dies geschah Ende Mai 1951 im ehemaligen Kaiserpalast zu Peking, als in den Gärten die Blumen in den Farben des Regenbogens erblühten, und über den feuchten Asphalt der Hauptstadt Ströme von Automobilen sausten.

Das ist die Zeit, wenn nach der winterlichen Ruhe die tibetischen Karawanen ihre lange Wanderung antreten. Damals bereiteten mutige Menschen, die mit nie dagewesenen Stauwerken die rücksichtslose Kraft der mächtigen Flüsse zu zähmen verstanden, furchtlose Menschen, die entschlossen waren, die widerspenstige Natur zu überwinden — bereits den Anfang des neuen großen Werkes vor. Ihre kühnen Pläne begannen sich in Kilometer der tibetischen Hochgebirgsstraße zu verwandeln, die zu Ende des Jahres 1954 die Hauptstadt Tibets, Lhasa, mit dem Innern Chinas verbinden sollte.

Die Natur legte sich den entschlossenen Baumeistern nicht zu Füßen, ohne Unterlaß zerschlug sie die Bestrebungen der Menschen, die dem bisher unzugänglichen Land die Verbindung mit der Welt bringen wollten. Baumeister, besondere militärische Einheiten sowie Arbeiter, oft aus den Provinzen ewigen Sommers, Menschen, die nie in ihrem Leben Schnee gesehen hatten, arbeiteten nun an den Hängen der Hochgebirgsketten, und das Seil war ihr einziger Halt vor dem Sturz in die Tiefe. In die glatte Felswand, wo die Stürme die härtesten Grate benagten, meißelte Mann neben Mann einen Anstieg, so breit und fest, daß Automobile ihn befahren konnten.

Das Land der Karawanen, der Yaks, Maulesel und Kamele, das Land, in dem der Zustand der Wege nicht einmal eine der ältesten menschlichen Erfindungen — das Rad — zur Geltung kommen ließ, dieses Land sollte nun bald seine Fahrstraße haben. Aber noch konnten die Automobile nicht zum blauen Horizont losfahren, der Mensch hatte noch nicht die unnachgiebigen Bergmassive durchstoßen, noch nicht alle wilden Bergströme mit festen Brücken überwölbt, noch nicht die Auffangstationen für Triebstoffvorräte zu Ende gebaut. Der Kampf dauerte noch an.

In leichten Körben, die wie große Waagschalen auf den Schultern der Menschen schaukelten, wurden ungezählte Tonnen von Erdreich abgetragen. Scharfe Spitzhacken befestigten abrutschende Hänge, gehärtete Stahlstangen schlugen die Öffnungen für Sprengladungen. Wie oft war es nötig, Höhen zu erklimmen, wo die dünne Luft dem Schwachen den Mut raubt, wo jede heftige Bewegung Schmerz verursacht.

Wir haben solche Tage, die morgens mit Halbdunkel beginnen, am eigenen Leib kennengelernt, Tage, an denen man sich scheut, sogar das durchfrorene Zelt im Lager inmitten der rauhen, schweigenden Natur zu verlassen. In Höhen von sechstausend Meter nahmen wir nur das für unsere Arbeit Allernötigste mit. Überflüssiges Gewicht bedeutet überflüssige Probleme. Das stark gewürzte Frühstück wärmt angenehm im Magen. Der heutige Aufstieg könnte in den Fußspuren jenes Bergpumas beginnen, er scheint sich denselben Gipfel zum Ziel gewählt zu haben wie wir. Doch der Mensch hat nicht seinen leichten Schritt, die weichen Pölsterchen unter den Pfoten, die nicht einmal im feinen Pulverschnee einsinken.

Zuerst müssen die langgedehnten Eisfelder überschritten werden, um zu den Felsblöcken zu gelangen, unter denen man Schutz suchen kann, wenn der untere Schneeteppich in Bewegung gerät, und wenn man, bis zu den Knien in ihn einsinkend, das Beben der beginnenden Lawine verspürt. Man könnte auch nach links abschwanken und ein Stück über den ewigen Gletscher gehen, besser gesagt, mit hilflos gespreizten Beinen straucheln und sich mit den Fingern an nicht vorhandenen Vorsprüngen festhalten.

Wir ziehen es aber vor, durch den weichen Schneebrei zu waten — die Frühlingssonne bringt es binnen weniger Stunden nach Aufgang fertig, auch die härteste Schneedecke zum Schmelzen zu bringen. Wir gehen . . . Der Gipfel vor uns scheint in die fliegenden Wolken zu flüchten. Wir gehen . . . Die Beine und Kleider sind zentnerschwer. Man hat das Gefühl, als ob das Blut, das immer schneller im Körper kreist, gerade in diesem Augenblick stillstehen wollte. Man zieht den Handschuh herunter und legt die bloße Hand an die Stelle, wo das Herz ist, obwohl man weiß, daß das keinesfalls helfen kann. Wir gehen . . . weiter — weiter. Es ist schwül wie vor einem Gewitter, aber versuche nur einmal stehenzubleiben. Du kannst nicht widerstehen, dich in den mit einer dicken Eisschicht bedeckten Schnee zu legen. Schlaf übermannt dich. Es ist dir gleichgültig, wohin du dich legst. Nein, das darfst du nicht — du würdest sofort erfrieren.

Steige weiter, ruh nicht aus, dreh dich nicht um, schätze nicht die vor dir liegende Entfernung ab, denn das, was dir im Unterbewußtsein wie die Hälfte des zurückgelegten Weges vorkommt, ist tatsächlich nur etwa zwei bis dreihundert Meter. Halte aus — schließlich kommt ja doch der Augenblick, wo du knapp unter dem Gipfel stehst. Es sind keine dreißig Meter, wie es dir schien, aber gut hundertfünfzig, aber schließlich schaffst du es doch. Du mußt. Du bist nur nicht an die Höhe von etwa sechstausend Meter gewöhnt, in der du dich jetzt bewegst. Du warst auch früher niemals ein Bergsteiger, der Hochtouren macht.

Es ist gut, daß wir uns eben jetzt an Bergtouren erinnert haben, da wir doch endlich auf dem höchsten Punkt des Berges angelangt sind. Schade, daß unter uns kein Meeresspiegel liegt, damit man die erstaunliche Höhe und das Siegesgefühl voll auskosten könnte, einen Gipfel bezwungen zu haben, der höher ist als der Mont Blanc. Doch was sollten da die Leute auf den Hängen unter uns sagen, die schon mehrere Wochen hindurch diese Höhen nicht um der Schönheit und der Turistenehre willen besteigen, sondern um hier Meter für Meter eine Straße zu bauen! Dort, wo die wetterharten Tibeter, die diese halbsbrecherischen Felsen erklettert und aus Aberglauben in einen Steinhaufen ihre Pilgerstäbe eingerammt hatten, so daß dort mit der Zeit ein Obo entstand, — stellten die Baumeister nach mehrmonatiger Arbeit andere Siegeszeichen auf. Auf Tafeln mit den Namen der Berge erschienen Zahlen, die man auf keiner anderen Straße der Welt sehen kann. Es sind Höhenzahlen — 4.320, 4.690, 5.050 m über dem Meeresspiegel . . .

Wie ein Märchen hat unsere Erzählung über den Teepfad begonnen. Doch als eines Tages große Automobile über ihn dahinfuhren, übertraf diese Tatsache auch die lebhafteste Phantasie des Märchenerzählers . . .

FRÜHLING IN TIBET

Auf den flachen Dächern der tibetischen Steinhäuser sitzen Frauen und wärmen sich an der Frühlingssonne. Sie brennt heiß, und nicht das kleinste Wölkchen verdeckt sie . . . Um nicht bloß in den Tag hinein zu sitzen, drehen die Frauen ihre Spindeln zwischen den Fingern, lassen sie über den Dachrand in die kleinen Höfe hinunter, und der Wollfaden dreht und dreht sich, auf und nieder, ohne Unterlaß. Neue und neue Wollbäusche verwandeln sich in lange gelbliche Strähne. Manchmal, nachdem sie die Herden in die saftigen Täler getrieben haben, wo sie nicht soviel Aufmerksamkeit erfordern, vertreiben sich auch Männer die Zeit mit dieser Arbeit.

Kleine Tibeterkinder, zerzauste Jungen und großäugige Mädchen, spielen an den schnell dahinfließenden Bergbächen, von denen manche die Dörfer durchlaufen. Breitausladende Weiden wachsen an ihren Rändern. Schwarze Schweine wühlen in dem nach Frühling duftenden Lehm. Es scheint, als wollte das ganze Land in diesen Tagen beweisen, wie es um seine Dürftigkeit in Wirklichkeit bestellt ist. Die Sonne half den Gewässern, ihre winterliche Hülle zu durchbrechen, die in eisigem Schlaf befangenen Wasserfälle begannen ihren mächtigen, brausenden Gesang, der die Schneeschmelze anzeigt, die Flußschnellen schickten sich an, noch übermütiger zu hüpfen. So wußte der Fluß Pelum-tsang-po gar nicht, was er mit all dieser Menge von Wasser anfangen sollte, und goß sie freigebig in den See Ah, der diese Aufmerksamkeit an seinen zweiten Zustrom weitergab, der sie seinerseits mit dem unauffälligen Flübchen I-gun teilte, das sich dadurch plötzlich in einen selbstbewußten Riesenstrom verwandelte und das tiefe Bergtal rücksichtslos zu seinem neuen Bett machte.

Die Sonne und Feuchtigkeit verwandelt das ganze Land in ein ungeheures Treibhaus, in dem alles wächst, wuchert, sprießt und blüht. Vom blauen Himmel tropfen zarte Pünktchen herab und erhalten allmählich die Form wundersamer Glöckchen. Gewiegt vom sanften Frühlingswind, neigen sie sich unter den Hufen der jungen Yaks, die mit hoherhobenen Schweifen miteinander um die Wette laufen. In geschützten Tälern öffnen steifblättrige weiße, violette und rosafarbene Rhododendren ihre Kelche, hinter denen die blendenden Gipfel der schneeweißen Berge hervorschimmern. Hier kämen die Botaniker auf ihre Rechnung! Ein gewöhnlicher Sterblicher kann ja gar nicht wissen, wie all diese süßlich duftenden Lilien, Sternchen von Feldblumen, wilden Nelken, Veilchen, die langfaserigen, mit Blütenstaub bedeckten, berausenden Pfefferpflanzen heißen, oder die durchlöcherten, klebrigen Blattpflanzen, die auf umherfliegende Insekten lauern. Der tibetische Frühling prunkt mit zarten und satten Farben, einer Vielfalt wundersamer Düfte, und er hat wahrlich allen Grund, stolz zu sein.

Eine Herde junger Wildesel mit rosagrauen Bäuchlein hat mit aufmerksam aufgerichteten Ohren haltgemacht. Plötzlich macht sie auf der Stelle kehrt und jagt Hals über Kopf den Bergen zu.

Von den Hochebenen sind wir in die Ortschaften Po-mi und K'um-bu gelangt, wo Waldzonen

mit Urwäldern und Dschungel abwechseln. Die Dörfer und einsamen Siedlungen mit ihren aus langen, an der Sonne getrockneten Ziegeln erbauten Häusern haben wir bereits weit hinter uns gelassen, und nirgends waren mehr die halbverfallenen „Dsong“ — tibetische Festungen aus großen Steinblöcken — zu sehen. Die menschlichen Behausungen sahen hier eher wie Sennhütten oder Blockhäuser der Jäger aus; sie waren aus festen Balken zusammengefügt und hatten schräge, mit Steinen beschwerte Dächer. Die niedrigen Mauern vor den Häusern waren mit trockenen Föhrenzweigen besteckt, auf denen von der Sonne verschossene Gebetfahnen wehten, und die an diese Mauern gelehnten, gebleichten Yakschädel waren mit religiösen Zitaten bemalt. Ein Greis mit ausgedörrtem, runzligem Gesicht erzählte etwas in einem Dialekt, den niemand verstand. Er setzte sich also wieder auf seinen sonndurchwärmten Stein und wandte seinen abwesenden Blick aufs neue den Bergen zu. Im Urwald flogen Tiere umher, die großen, grauen Eichhörnchen glichen. Diese merkwürdigen Geschöpfe durchquerten die Luft mit Hilfe von dünnen, gefalteten Häuten zwischen den kurzen Vorder- und Hinterbeinen, die in dem dichten Fell gar nicht zu sehen waren, wenn sie sich flink auf dem Boden oder in den Baumkronen bewegten. Schwerfällige, riesengroße Geier landeten würdevoll in der Nähe des Menschen, als wüßten sie, daß wegen ihrer geheiligten Unantastbarkeit in diesem Lande niemals jemand nach ihnen werfen oder schießen würde. Ebenso wie die Vögel werden auch die Fische, von denen die Flüsse und Seen nur so wimmeln, als göttliche Wesen betrachtet, und es ist nicht ratsam, ihnen etwas anzutun . . .

Aus dem Dämmer der modernden Urwälder tauchen Menschen ans Licht, die mit ihren wilden Gesichtern und dem nie beschnittenen Haar an mittelalterliche Jäger erinnern; sie stützen sich auf ihre primitiven Speere. Ein Stück abgeschundenes Fell, über die sonnverbrannten Schultern geworfen, dient ihnen als Kleidung. Ein heller, aus Zweigen gewundener Bogen hält die dicken Decken fest, die sie auf dem Rücken tragen. Halbgetrocknetes, noch blutiges Fleisch dient ihnen als Wegzehrung. Menschen unbekannter Herkunft — scheu durchstreifen sie die Orte, wo ihnen der Schatten des Urwalds keinen Schutz gewährt, und verschwinden wieder im Dunkel der Büsche. Ganze Stämme haben sich auf die lange Wanderung begeben, die sie nach Lhasa führen soll. Es sind Menschen, die vertraut sind mit der Natur. Ihre Nacht ist der Tag; da ruhen sie aus, geschützt vor der unbarmherzig glühenden Sonne und dem Nachmittagswind, der die Kräfte aussaugt. Ihr Tag ist die kühle Nacht und der beginnende Morgen. Nur in solchen Stunden kann man diesen Nachkommen der uralten Stämme begegnen, die einst ins Land gekommen waren, als es gerade von der Kraft des erwachenden Frühlings überschäumte.

Weit im Westen liegt Lhasa . . . Unendliche Tage der Wanderung. Doch was bedeutet die Zeit für Menschen, deren ausgeglichene Gesichter weder Sehnsucht noch Enttäuschung erkennen lassen . . .

Tibet duftet nach Frühling. Aus dem dichten Gebüsch ist eine Schar kleiner Vögel mit glänzenden Köpfchen aufgefliegen . . . Noch gestern war ihr Gezwitzcher der erste Laut, der den aufsteigenden neuen Tag einleitete. Doch heute hat sie ein Dröhnen aufgeschreckt, das immer stärker wird. Motorsägen beißen sich ihren Weg durch das Dschungel, dem bisher auch die kühnsten Jäger in weitem Bogen ausgewichen waren . . .

LAMAS UND LAMAKLÖSTER

Wir hatten Glück. Der Zug von Lamas, dem wir auf unserem Weg begegnet waren, ritt auf Pferden so wie wir, und so gab es also genügend Zeit, zu wiederholten Malen jene zu betrachten, die während langer Jahrzehnte das Schicksal des Landes bestimmt hatten, das man oft das Land der Mönche nannte . . .

Der starke Mann, der in sein dunkelrotes Gewand gehüllt, mit kahlgeschorenem Kopf in der Mitte der Karawane ritt, blickte sich neugierig nach uns um. Auf seiner linken Schulter ruhte die gefaltete gelbe Mütze mit dem kurz zugestutzten Federbusch, das Abzeichen der Sekte der „Gelbmützen“. Die Karawane der Lamas ritt auf kräftigen Pferden, und die Sättel waren mit reichverzierten kleinen Teppichen und Tigerfellen unterlegt. Der stattliche Lama war sichtlich der geachtetste unter ihnen, und sein Pferd trug hinter dem Sattel keine Kannen, Decken und auch kein weißes Leinwandzelt wie die übrigen. Der Karawane folgten auch keine Lasttiere, woraus man schließen konnte, daß die Reise nicht von langer Dauer sein sollte. Die ledernen Reisesäcke mit dem Vorrat an Tee und Tsamba fehlten jedoch nicht. An der Kleidung der Lamas selbst war nichts Besonderes zu bemerken, alle waren in ihre dunkelroten Sutanen gehüllt, manche ritten trotz der Morgenkühle mit bloßen Armen. Nur dem Vorsteher blickte auf der Brust der Rand der unteren, mit Goldbrokat gesäumten Weste hervor, und unter dem Gürtel hing ein reich mit Gold besticktes Viereck. Wie wir später erfuhren, war dies ein symbolisches Überbleibsel des Weihwassersäckchens, das die Lamas einst auf ihren Reisen mit sich geführt hatten. Die Gesichter einiger Lamas waren halbverdeckt von den dicken Wollschals, die sie um den Hals gebunden hatten. An den Füßen trugen die Reiter hohe Lederstiefel aus rotgefärbtem Ziegenleder. Keiner von ihnen führte eine Gebetmühle mit sich. Diese wird meistens nur von gewöhnlichen Gläubigen benützt. Die Gesichter der Mönche waren stark von Sonne und Wind gebräunt. Ein Beweis, daß nicht alle Lamas nur im Halbdunkel ihrer Klosterzellen weilen, um fromme Bücher zu lesen oder verschiedene Bräuche zu zelebrieren, sondern daß sie sich auch außerhalb der Lamaklöster am Leben beteiligen. Oft unterscheidet sie nur das Priestergewand und der kahlgeschorene Kopf von den wetterfesten Bergbewohnern.

Hinter einem Hügel, den wir überquerten, erschien der malerische Bau des Klosters Da-din-sa. Eine Gruppe kleiner, bunt bemalter Häuser bildete das Kloster, in dessen Mitte ein kleiner Tempel mit an den Enden aufgebogenen vergoldeten Dächern emporrage, die an die Dächer im Süden Chinas erinnerten. Die Gruppe unserer Lamas schwenkte zur schmalen Lehm-mauer ab, die das Kloster umgab. Während des ganzen Weges, den wir gemeinsam zurückgelegt hatten, hatte niemand ein Wort gesprochen, erst jetzt wandte sich einer von ihnen um, und als er sah, daß wir weiterritten, wünschte er uns „Ga-le, Ga-le-pe“, gute Reise, was man auch mit „Bitte, reiten Sie langsam“ übersetzen kann. Wir ritten weiter über den Kamm in Richtung der Siedlung Yo-ri-tun,

wo wir am nächsten Tag die „Tschin-ka“-Ernte filmen wollten, die Ernte der tibetischen Gerste, die an den Ufern des Flusses Ya-lung reifte. Hinter dem Kloster schimmerte bereits der Fluß im Morgennebel, den die Sonne allmählich durchdrang.

Inmitten des Klosters glitzerten die Goldverzierungen auf dem Dache des Tempels im Morgenrauen. Die roten Überwürfe der Lamas bekamen plötzlich eine neue Farbe, und die ganze Gruppe, die eben beim Eingang des Klosters von den Pferden stieg, rief die Erinnerung an alte biblische Bilder wach. Für eine Weile machten wir halt. Dichter Rauch aus Opferfeuern begann über den Dächern mancher Häuser aufzusteigen. Kleine Lamas, fast noch Kinder — Miniaturmönche — kamen mit fröhlichem Geschrei vom Fluß gelaufen. Sie trugen hölzerne Eimer mit Wasser auf dem Rücken. Weiß leuchteten die Vorhänge mit den schwarz gestickten Blättern, welche die lange Veranda vor der Wohnung des Klostersvorstehers beschatteten. Unten, bei dem breiten Weg, der zum Kloster führte, stand ein halbverfallener „Tschorten“, ein geheiligtes tibetisches Grabmal, von dem sich eine lange Reihe von Steinen mit eingemeißelten Gebeten und Buddhabildern hinzog. Unweit, in der Mitte des Weges selbst, stand eine Gebetmauer, die ein Zug von Dorfbewohnern soeben, streng nach der religiösen Vorschrift, in Richtung von links nach rechts umschritt. Dieses Umschreiten der geheiligten Mauer entsprach ungefähr einem Morgenbet. Die mit großen Lederkisten voll Waren beladenen Maultiere waren mit orangefarbenen Zierquasten behängt. An ihrem Zaumzeug klingelten silberne Glöckchen, und das die Herde anführende kleine Pony, dem ein zottiges Hündchen zwischen den Beinen umhersprang, trug eine große Kupferglocke um den Hals, deren Klang die morgendliche Musik über dem Tale ergänzte. Das hohle Dröhnen der Trommeln brachte aufs neue das Lamakloster in Erinnerung, und festlich erklang der entfernte Gesang der Mönche aus einem der Säle, in welchem der Morgengottesdienst begonnen hatte.

Erst nach diesem beginnt einer der Lamas, „Dschama“ (Teeausträger) genannt, den Tee zu reichen, wobei ihm die Schüler der Klosterschule behilflich sind. Aus einer großen Kanne wird der Tee in die Holzschüsselchen der Mönche eingegossen. In einem anderen Saal nehmen die Lamas an niedrigen Pulten Platz und beginnen aus den langen Blättern heiliger Bücher religiöse Texte vorzusagen. Vielleicht wird der „Dob-pön“ (Lehrer), der über ihre theologische Ausbildung wacht, mit einem von ihnen eines der unendlichen Gespräche über die Weisheit Buddhas anknüpfen . . .

Der „Ku-nyer“, der ein ähnliches Amt innehat wie bei uns der Küster, nimmt von der herausgeputzten Karawane, die aus einem entfernten Dorf gekommen ist, die pflichtgemäßen Geschenke entgegen. Nachher füllt er die Butterlampen mit neuem Fett und verkürzt die abgebrannten Dochte aus dicker Wolle. Der Vorsteher des Klosters, der häufig auch ein „Trül-ku“ (Inkarnation) ist, wird möglicherweise den Führer des Lamazuges empfangen, mit dem wir heute gereist sind. Doch das natürlich nur in dem Falle, wenn dieser kraft seines Ranges zu solch einem Empfang berechtigt ist, oder wenn er besonders wichtige Nachrichten zu überbringen hat. Möglicherweise wird ihn sein Begleiter im Kloster auch mit einer kräftigen „Trung-khu“ (Nudelsuppe) bewirten, die nach einer anstrengenden Wanderung die beste Stärkung bietet.

Die Handwerker-Lamas, Maler, Stecher, Bildhauer, gehen an ihre Arbeit. Es gibt ja so viele Dinge, die zur Ehre von Buddhas Namen hergestellt werden müssen. Schutztäfelchen schnitzen und malen, die die Behausungen der Landleute vor bösen Dämonen behüten; aus weichem Lehm mittels Holzformen kleine Statuen pressen, welche die Pilger für ihre Geschenke erhalten, um sie bei einem der geheiligten Denkmäler niederzulegen . . . Die Lamas, die sich mit Beschwörungen und Heilkunde beschäftigen, finden unter Leichtgläubigen immer noch Gelegenheit, ihre Quacksalberei zu betreiben. Auch die Zusammenstellung verschiedener Amulette gehört in ihren Wirkungskreis . . .

Auf den nahen Hängen durchglüht die Sonne bereits mit voller Kraft die reifenden Ähren. Sobald die Wärme den Tau aufsaugt, beginnen die Dorfbewohner mit der Ernte. Dann trocknet die goldene Gerste noch auf den flachen Dächern, und aus dem gerösteten Korn wird Mehl. Es duftet nach Rauch und nach menschlicher Arbeit . . .

Wir spornen unsere Pferde zum Trab an und reiten geradeswegs dem glühenden Ring der Sonne entgegen, die über den Gipfeln der weißen Berge schwebt.



DER DALAI-LAMA AUF REISEN

Hüh — heija — hüh — heija — so-la-so-la-hüh . . . rufen und jauchzen die Tibeter und winken wild mit den Händen. Noch wilder aber rennen auf der flachgestampften Steppenbahn die kleinen Pferde, gehetzt von erhitzten Reitern. Schon längst halten die wollenen Stirnbänder die langen Haare nicht mehr, und die glänzenden schwarzen Locken fliegen über die schwitzenden Gesichter. Mit kurzen Peitschen suchen sie den Schritt und Atem der Pferdchen zu verlängern. Feurig orange-farben ist das Hemd des heutigen Favoriten. Im letzten Rennen auf der ungefähr vierhundert Meter langen Strecke siegte jedoch ein unauffälliges kleines Männchen in einem ebenso unauffälligen weißen Hemd. In drei Rennen zu zweien waren er und sein Pferd schneller gewesen. Seine erfreuten Freunde rissen ihn förmlich aus dem Sattel. Er hatte kaum Zeit die weißen „k'a-dag“ entgegenzunehmen, und schon drängte ihn die Menge mitsamt seinem Pferd zu einem kleinen aus Lehm gestampften Podium. Dort wurden dem Sieger die Preise überreicht, ein Päckchen Tee, ein Stück Baumwollstoff und etliche weitere lange, weiße Seidenstreifen. Das Rennen wurde zu einem kleinen Fest, wobei es auch nicht an „Tsch'ang“ (tibetischem Gerstenbier) und Reisbranntwein fehlte.

Auf dem Feuer vor den festlich geschmückten Zelten kocht Tee mit Butter. Heute wird weder mit Tsamba noch mit fröhlichen Liedern gespart. Der stampfende Rhythmus des tibetischen Tanzes „Du-yü-si“ wechselt mit dem langsameren heimischen Ärmeltanz ab, bei welchem alle Bewegungen durch die wehenden Ärmel ausgedrückt werden, die durch seidene Manschetten noch verlängert sind. Die hohen Töne der „Ken-tschü“, der tibetischen Viola, begleiten Flöten und an Riemen gebundene Glöckchen, mit denen die Musikanten den Rhythmus angeben. Die Tänze verwandeln sich in immer schnelleres und schnelleres Stampfen, Alt und Jung fällt ein, angefeuert vom Branntwein, den alte Frauen aus der Kreismitte verabreichen. Der heiße Atem der Menschen und der aufgewirbelte Staub vermischen sich mit dem schweren Geruch des Leders und dem Rauch des Feuers. Aus dem überstürzten Strudel des Tanzes züngeln die ungestümen Improvisationen des Orchesters und das übermütige Jauchzen der Menschen auf. Von den umliegenden Berghängen schallt das Echo der Ausrufe und des fröhlichen Gelächters.

Beim Morgengrauen herrscht Ruhe auf dem Platz, wo sich das sommerliche Fest abgespielt hat. In die Stille rauscht der Flügelschlag glänzender Raben. Die Leute haben ihre Zelte zusammengerollt, die Reste des Feuers verglimmen lassen und sind in ihre Behausungen am linken Ufer des Flusses zurückgekehrt. Als hätte es niemals ein Augustfest gegeben . . .

Doch einige Tage später wurden die an den Hang unter dem alten Kloster geklebten Häuschen von ähnlicher Erregung erfaßt wie in den vergangenen Tagen. Eine ungewöhnliche Nachricht war eingetroffen. Die Leute besprachen sie vom Morgen bis in den späten Abend. Sie hatte zur Folge, daß auf den hohen Masten, an denen vom Wind zerfetzte Gebetfahnen wehten, Kiefer-

zweiglein auftauchten, mit gelben, roten und grünen Leinwandstückchen durchflochten. Ganze Familien halfen beim Tünchen der Häuser, wobei die Tibeter den Kalk aus Holzeimern von den flachen Dächern direkt auf die Wände hinunterschütteten und so binnen einiger Stunden das ganze Dorf mit weißen Streifen überzogen.

Die unglaubliche Nachricht bewirkte, daß alle die nur etwas vom Nähen und Zuschneiden verstanden, neue Kleider nähten oder die alten, abgetragenen herrichteten. Die Meister der tibetischen Plastik erdachten die wunderbarsten Ornamente aus Butter, obwohl sich ihnen das Fett an diesen heißen Tagen an die Finger klebte, und die Farben auf der aufgeweichten Oberfläche nicht halten wollten. Bis in die kühlen Felshöhlen krochen diese Künstler, damit es ihnen nur gelinge, all die Pracht vorzubereiten, mit der sie sich in diesem Jahre noch vor dem berühmten winterlichen „Butterfest“ brüsten wollten.

Es war aber auch wirklich eine Nachricht, wie es wohl seit Menschengedenken in dieser Gegend keine zweite gegeben hat. In einigen Tagen sollte hier der höchste Priester Tibets — der Dalai-Lama — vorbeifahren. Er war eingeladen worden, auf den bereits fertiggestellten Abschnitten der neuen Straße durch Tibet nach dem Innern Chinas zu reisen.

Möglicherweise war er schon heute, irgendwo am anderen Ende des Urwalds, mit Hilfe seiner Begleiter von seinem prachtvollen Pferd gestiegen, das von kleinen Pagen am Zaum gehalten wurde. Vielleicht war er soeben über die bereitgehaltene, mit dem allerweichsten Teppich bedeckte Stufe in das seidene Zelt getreten, um auszuruhen.

Die verschiedensten Nachrichten eilten seinem Kommen voraus. Viele alte Traditionen und Zeremonien mußten beiseite geschoben werden. „ER“ selbst hatte das unlösbar scheinende Problem gelöst, ob ER mit einem gewöhnlichen Sterblichen in einem Raum sitzen dürfe. Bei den einstmals verwendeten Sänften, in denen der lebende Gott getragen wurde, konnte es zu ähnlichen Überlegungen gar nicht kommen, denn sie waren einzig und allein dem Dalai-Lama vorbehalten. Nur er allein durfte sich in dem von starken Dienern getragenen märchenhaften Häuschen einschließen.

Im Sommer des Jahres 1954 reiste jedoch der Dalai-Lama im Automobil. War der Raum, in welchem Seine Heiligkeit saß, von dem Fahrer vielleicht durch ein dickes Glas getrennt? Oder lenkte vielleicht ER selbst das Automobil über die Bergstraße? Nichts dergleichen. Nach seinem Wunsche wurde ein edles Fell auf den Sitz unmittelbar neben dem Fahrer gelegt. Die weise Entscheidung lautete: Der ehrenvollste Platz ist der neben dem Mann, welcher die geheimnisvolle Maschine beherrscht!

So begab sich also der Dalai-Lama, der Zahl nach der vierzehnte, begleitet von seinen Würdenträgern und seiner Familie, im einundzwanzigsten Jahre seines Lebens auf die lange Reise, um die bisher unbekannt Welt kennenzulernen.

Nein, die einfachen Leute konnten sich diese Tatsache in ihren Köpfen nicht erklären. Wieviel Anstrengung hatte es doch früher gekostet, wenn eine Karawane frommer Pilger oder sogar Einzelne in die Hauptstadt Lhasa gelangen wollten, um wenigstens den Palast zu erschauen, in welchem der Gottkönig Tibets, der Dalai-Lama, weilte. Wie wenige Glückliche gab es, die ihn vielleicht bei den Neujahrsfestlichkeiten gesehen hatten, vorausgesetzt, daß sie überhaupt den Mut

aufbrachten, ihm ins Antlitz zu blicken. Wievieler Entbehrungen auf dem Wege, wievieler wertvoller Geschenke bedurfte es doch, wollte jemand nur in die Nähe der Berater des Dalai-Lama gelangen. Wie sollten also die einfachen Dorfbewohner nicht aufgeregt und überrascht sein, wenn doch der Dalai-Lama selbst vielleicht schon in einigen Stunden an ihren Häusern vorbeifahren wird! Konnte sich der einsam lebende Hirte überhaupt die Tatsache erklären, daß ER nach einer Weile an seinem Zelt vorüberfahren und seinen Blick über ihn und seine Herde schweifen lassen wird? Nein, Wunder sollten nicht im vorhinein angezeigt werden, sondern einfach unvorhergesehen geschehen.

So wachten die Menschen ausdauernd Tag und Nacht und nährten die Festfeuer in der Nähe der Straße. Mächtig loderten die hohen Flammen auf den entfernten Gipfeln der Berge.

In eilig aufgerichteten Opferöfen glimmten duftende Zweige und berauscherender Rauch stieg zum Herbsthimmel empor.

Er kommt! Ein verlegenes Jünglingslächeln, weiche Bewegungen. Im dunkelroten Gewand eines Lamas, mit glattgeschorenem Haupt — und doch anders als die Lamas seines Alters, obwohl er sich in der Kleidung nicht von ihnen unterscheidet. Anders — besonders durch die Hautfarbe, die hell ist, fast weiß. Auch jetzt, als er aus dem Auto steigt, heben zwei ältere Lamas einen hohen Sonnenschirm aus Pfauenfedern über sein Haupt, damit die glühende Sonne sein Antlitz nicht berühre . . .

Die glimmenden Zypressenzweige strömen süßen Duft aus. Der blaue Rauch liegt wie Nebel über dem Wege, über den der Dalai-Lama mit seinem Gefolge leicht dahinschreitet. Bei jeder Bewegung seiner Hand verteilen die Lamas weiße „Streifen der Seligkeit“ unter die Menschen, die in langem Spalier den Weg säumen. Keiner der alten Bräuche wird weggelassen. Die schweren gelben Brokatmäntel der Begleiter des Dalai-Lama aus der Hauptstadt glänzen in der Sonne. Die bunten Fahnen, welche Lamas in alten, verschlissenen, längst vergessenen Gewändern und mit phantastischen Mützen auf den Köpfen tragen, wehen im Winde. Lamas, Hüter der Ordnung, mit schwarz bemalten Gesichtern, stützen sich auf schwere, goldbeschlagene Stöcke. Das düstere Gemurmel der Danksagungen, der durchdringende Schall der Becken und die langgezogenen Töne der großen Trompeten verfließen zu einem festlichen Brausen. Prachtvolle Ornamente, vorwiegend farbige Blüten aus Butter, neigen sich auf langen Stäben vor den Schritten des Allerhöchsten.

Der lebende Buddha erreichte das Automobil, das inzwischen vorgefahren war, und den Arm voller Blumen ließ er sich mit der größten Selbstverständlichkeit auf seinen Sitz nieder. Das Auto setzte sich in Richtung auf das alte Lamakloster in Bewegung . . .

VOR DEM ZIEL

Mey-dschu-gun-ka hieß das Dorf, welches uns vom Lhasa-Tal trennte. Zwei Tagereisen hinter uns lag Pa-kh', und bei vollkommener Dunkelheit verließen wir das Dorf Tay-dschau. Wieviele lange und kurze Namen, die meistens gar nicht auf der Landkarte verzeichnet sind, haben wir doch während der Zeitspanne von mehr als einem Jahr gehört, als wir uns auf die Reise durch Tibet machten. Jeder dieser Namen hatte für uns seine Bedeutung. Schnell geknipste Aufnahmen, eine flüchtige Eintragung im Tagebuch und ein paar aufgelesene Informationen sollten uns später diese nur im Fluge kennengelernten Orte in Erinnerung bringen. Doch mit manchen dieser Namen war eine längere Periode unseres Aufenthalts verbunden. So wird uns zum Beispiel das Dörfchen Schai-si-ti, wo wir geduldig auf gutes Wetter warteten, um einige Farbaufnahmen vom tibetischen Sommer zu erhaschen, für immer im Gedächtnis bleiben. Tag für Tag sind wir mit unseren Kameras über die leichte Hängebrücke dahingepilgert, und jeder einzelne von uns hat aufgeatmet, wenn er den schaukelnden Steg über den schäumenden Fluß glücklich hinter sich hatte.

Oder die einsame Bergsiedlung Peg-tsen, nichts mehr als ein paar verstreuter Häuschen mit flachen Dächern ins bräunliche Tal hineingepreßt. Dort wurden die wunderschönen Berggesänge der tibetischen Hirten auf dem Magnetophonband verzeichnet. Anfangs hatten die Hirten kein allzu großes Vertrauen zum Mikrofon, doch später haben wir uns so befreundet, daß wir uns mit der größten Selbstverständlichkeit in die dunkle Küche wärmen gingen, an deren Wände mit fettem Rötel Lotosblätter und magische Zeichen gemalt waren, die auch unter der dicken Rußschicht niemals verschwanden. Ein schmaler Lichtstreifen fiel auf den Herd aus Lehm, in dessen Nähe eine Anzahl Decken und weicher Schaffelle aufgebretet lagen, auf denen wir zu sitzen pflegten. In einem eisernen Kessel röstete ein uraltes Großmütterchen, das nach den Angaben der Dorfbewohner eineinhalb Jahrhunderte alt war, Gerstenkörner. Noch heiß, streute sie uns diese in die Hand und freute sich, als wir nicht nur erlernten, rohes Mehl zu essen, sondern auch in dem schmalen hölzernen Butterfaß Butter zu schlagen.

Das Dorf Mey-dschu-gun-ka unterschied sich aber doch in einem bedeutenden Punkt von allen übrigen ähnlichen Dörfern. Es war das letzte Dorf vor unserem Endziel — Lhasa. Dort hatten wir nicht einmal mehr Geduld, uns umzuschauen und das Hühnerfleisch zu verzehren, das der aufopfernde Koch Lofon inzwischen in einem der nächsten Häuser für uns aufgewärmt hatte. Das Fieber der Erwartung hatte uns ergriffen.

Rasch glitt die Sonne gegen Westen, als wir wieder aufbrachen. Durch das gelbe Gras schlängelten sich unzählige Bäche, die oft unter der Erde verschwanden, um nach einer Weile wieder aufzutauchen. Hinter einer Wegbiegung verstellte uns ein unvorstellbar großes Buddhabild den Weg, das in den Felsen gemeißelt und mit Rötel ausgefüllt war. Nachdem wir diesen Vorsprung umritten hatten, öffnete sich vor uns plötzlich ein wunderschönes Tal.

Im abendlichen Nebeldunst erblickten wir die ersten Häuser von Lhasa, und auf einem hohen, in Nebelschleier gehüllten Hügel den phantastischen Bau der Residenz des Dalai-Lama . . . Potala-gun . . . wunderbarer als mit diesem Anblick hätte sich uns Lhasa nicht vorstellen können. Die Sonnenstrahlen drangen nur noch durch eine enge Spalte in der Hügelkette, und ein zauberhafter Lichtstreifen erhellte das majestätische Mönchskloster, dessen Unterbau in den violetten Aquarelltönen der Nebelschleier verschwand. Der Himmel war vom verschwimmenden Sonnenuntergang gerötet, und dunkles Rot verfiel sich in den umliegenden Felsen, als wir das lederne Boot bestiegen. Die wilde Strömung des Kyi-tsch'u-Flusses schaukelte die aus Yakfellen genähte und mit festen Ruten zusammengeschnürte Schüssel, die uns ans andere Ufer brachte. Und während der Fährmann gegen die wilde Strömung ankämpfte und Himmel und Ufer sich um uns drehten — stellte sich das herrliche Gefühl ein, das man empfindet, wenn die schönsten Jugendträume Wirklichkeit werden . . . wahrhaftig, wir sitzen doch in einem Boot, das aufs Haar denen gleicht, welche die alten Babylonier auf ihren Fahrten benützten . . . Fließt denn nicht ein Stückchen von hier der geheiligte Brahmaputra, und genügten denn nicht einige Tagemärsche, um dem höchsten Gebirge der Welt — dem Himalaja — Reverenz zu erweisen? Sind denn unsere Sinne, die weite Fahrten ersehnten, nicht jetzt schon erfüllt von der zarten Schönheit Chinas, und sind nicht die Grenzen des märchenhaften Indiens nahe? . . . Können Knabenvorstellungen überhaupt ein schöneres Reiseziel erträumen als die Stadt, die die Phantasie der Reisenden aller Zeiten beflügelte — die verbotene Stadt des Dalai-Lama — Lhasa?

Die Welt hat aufgehört zu schaukeln . . . Wir steigen ans Ufer, das mit kleinen Kieselsteinen besät ist. Wir sind am Ziel.



LHASA

Nga-wang Lo-bzang Thub-dän, der dreizehnte Dalai-Lama, hatte einige Zeit in dem alten Haus gewohnt, das inmitten eines ausgedehnten Gartens stand. Unweit befand sich ein Anbau, der noch nach frischem Mörtel roch. Dort wurde unser Filmstab untergebracht. Jenseits der breiten Gartenmauer zog sich der Weg dahin, der über die „Türkis-Brücke“ an den Hang des Hügels führte, auf dem die stolze Palastburg des Dalai-Lama thronte.

Dem Haupteingang des Gartens gegenüber standen einige weißgetünchte Häuser. Das schmale Gäßchen, das zwischen ihnen hindurchführte, mündete direkt in die Hauptstraße von Lhasa. In östlicher Richtung schimmerten durch die Bäume die verglasten Veranden der Häuser, die den vornehmen Familien von Lhasa gehörten. Durch den Hintereingang gelangte man bis zum Kyitsch'u-Fluß, der rings um die Stadt fließt. Wir schritten im Garten unter verdorrten Weiden und silbrigen Eiben dahin. Die frühere Unruhe, die uns stets neuen Erkenntnissen nachgejagt hatte, war einer beruhigenden Stille gewichen, die das herbstliche Lhasa in uns wachrief. . .

Wie verzaubert war diese Stadt. Die Beklommenheit des herannahenden Winters, die fallenden Blätter, und die Tatsache, daß wir trotz aller Beschwerden des verflossenen Jahres doch bis hierher gelangt waren, erweckte das Gefühl, als wäre die schnell fließende Zeit plötzlich zum Stillstand gekommen.

Über einem entfernten Haus stieg aus dem Kamin, einer hohen schlanken Vase, zarter Rauch, der jedoch nicht zerrann, sondern wie eine langgedehnte Wolke in der feuchten Luft hing, gerade oberhalb der Stelle, wo ein Feueropfer brannte. Es war nicht besonders angenehm, den feuchten Morgen im Freien zu verbringen, und das war auch nicht nötig. Drinnen, im alten steinernen Haus, in der großen, freundlichen Stube mit den geschnitzten Säulen brannte Holzkohle in großen eisernen Schüsseln.

Der heiße Tee in der kleinen Schale wärmte schön die Hände. Süße indische Mandeln erinnerten an Weihnachten. Im Halbdunkel traten die farbigen Schnitzereien, über dem niedrigen, kaschierten Podium hervor. Dort pflegte auf seinem gewichtigen Thron der dreizehnte Dalai-Lama zu sitzen und in dicken Folianten zu blättern. In diesem Raume hatte, in Gedanken und Erwägungen versunken, einer der wenigen Dalai-Lamas gewohnt, die ein ruhiges Alter erlebten.

Noch vor einem Vierteljahrhundert lebte er, dem es gelungen war, dem traurigen Schicksal seiner Vorgänger zu entgehen. Viele vor ihm waren eines gewaltsamen Todes gestorben, noch bevor sie ihre Regierung antreten konnten. Auch seiner hatte ein ähnliches Schicksal geharrt, doch war er von Freunden gewarnt worden, daß ein starkes Gift seinem Leben ein Ende bereiten sollte. So war es dem lebenden Buddha geglückt, der Gefahr zu entgehen, und er regierte von 1893 bis zum Jahre 1934; er starb, und nach dem tibetischen Glauben ist er nun in seinem Nachfolger verkörpert.

Die eigenartige Erbfolge der tibetischen Dalai-Lamas entstand erst nach der Lebenszeit des

Begründers der Sekte der Gelbmützen Tsong-k'a-pa. Dieser Reformator der buddhistischen Kirche festigte ihre Macht derart, daß die Lamas, die diese Macht aufrechterhalten wollten, zu dieser Art der Wiedergeburt der höchsten Priester übergingen. Tsong-k'a-pas Neffe, Ge-dün-dub-pa, der Vorsteher des Klosters von Galdän, begann diese Erbfolge geltend zu machen. Nach tibetischem Dogma wird der magische Körper „Trül-ku“ spätestens binnen zwei Monaten wieder zu einem gewöhnlichen Körper. Die Propheten müssen nur feststellen, welches nach dem Tode des Hohepriesters geborene Kind die Inkarnation des vorigen Dalai-Lama ist.

Die Benennung Dalai-Lama stammt aus dem mongolischen Titel „Priester des Ozeans“, denn auf Mongolisch bedeutet dalai — das Meer, den Ozean oder einen großen See, und das tibetische Wort Lama wurde hinzugefügt. Die Tibeter nennen den Dalai-Lama auch „Gyal-wa Rin-po-tsch'e“ und betrachten ihn als Gott der Gnade und heiligen Beschützer Tibets — Tschänräzi. Dem fünften Dalai-Lama gelang es, mit Hilfe der Mongolen, Tibet in einen Kirchenstaat zu verwandeln. Als unumschränkter Herrscher widmete er sich jedoch so eifrig den weltlichen Angelegenheiten, daß auch die mächtigen großen Klöster ob der Willkür des Monarchen, der häufig die Religion vergaß, in Bestürzung gerieten. Die Macht des befestigten Palastes Potala mußte eingeschränkt werden. So wurde ein neuer Vertreter für kirchliche Angelegenheiten ernannt. Es war der Erzieher des fünften Dalai-Lama. Er wurde zur Verkörperung des Buddhas Amitabha erklärt und erhielt den Titel Pan-tsch'en Rin-po-tsch'e, kurz Pan-tsch'en-la-ma. Dieser geistliche Herrscher wählte das unweit der Stadt Schigatse errichtete Kloster Ta-schi-lhün-po, den „Berg des Segens“, zu seiner Residenz.

Seit jener Zeit erhielt sich die Erbfolge durch Wiedergeburt und wurde in geringerem Maße auch auf einige Vorsteher anderer bedeutender Klöster ausgedehnt. Doch auch die höchsten wie die niedrigeren lebendigen Buddhas blieben unter der Kontrolle der kirchlichen und weltlichen Herrscher, und oft regierten anstelle der vorzeitig verstorbenen Hohepriester Lama-Regenten, die das Land nach ihrem eigenen Gutdünken verwalteten.

Die glühenden Kohlen werfen rote Reflexe auf die verwitterten Mauern mit den phantastischen Landschaftsbildern. Das erhöhte Podium in der Mitte des Gemachs und die Erzählungen der Freunde hatten unsere Gedanken auf geschichtliche Erwägungen gelenkt. Doch draußen harrete die unbekannte Stadt mit ihren altertümlichen Plätzen, wirklichen Bildern aus der Geschichte, die nur allzu oft eben von jenen gestaltet worden war, die in der Hauptstadt wohnten.

WIR LERNEN LHASA KENNEN

Lächeln, freundliche Worte und eine ganze Menge schneeweißer k'a-dag haben wir bereits mit den Vertretern der Stadt gewechselt, schon oft haben wir uns auf wollenen Teppichen oder gepolsterten Matten in gastlichen Häusern niedergelassen. Doch heute handelt es sich um einen Besuch ganz anderer Art. Wir sind eingeladen, einen der ältesten Tempel von Lhasa zu besuchen. Es wird uns die Möglichkeit geboten, den Ri-bo-k'ang-Tempel zu besichtigen, in den Fremde fast nie Zutritt haben. Ein alter Lama mit ausgeglichener, ruhiger Miene führt uns. Es scheint, als bemerke er unsere Kameras und Blitzlichteinrichtungen kaum, die trotz unserer Bemühungen, uns so unauffällig wie möglich zu benehmen, doch unsere Absicht verraten, außer unseren Eindrücken auch noch seltene photographische Dokumente als Erinnerung an diesen Besuch mitzunehmen. Obwohl wir bereits unzählige Male Gelegenheit hatten, uns von der wohlwollenden Liebenswürdigkeit unserer Gastgeber zu überzeugen, erfordert dieses ganze Milieu voll geheimnisvoller Mysterien schon an und für sich größtmögliche Rücksichtnahme.

Aus dem ersten Stockwerk des Tempels, in dem die Arbeits- und Amtsräume der höchsten Würdenträger der Stadt untergebracht sind, steigen wir über eine steile Treppe in den geräumigen Hof hinab . . . Dies ist der Anfang des interessantesten Rundgangs, den wir je unternommen haben.

Zur Hälfte beschattet von dem langen Laubengang saßen junge Lamas zwischen Tausenden kleiner silberner Kelche, die sie mit Bäuschen aus roher Wolle polierten. Junge Mädchen, in schwarzen, bis auf den Boden herabfließenden Gewändern, mit breiten roten, federbesteckten Hüten, gossen unter der Aufsicht der Mönche Weihwasser in kleine, auf Hochglanz polierte Gefäße. Zu unserer Rechten legten andere Lamas geheiligte Speisen in hölzerne Fächer. Pyramiden aus Mehl und Butter, gebräunt von gerösteter Gerste, trugen hellgelbe, zierende Butterkreise, die knapp unter der Spitze der gekneteten Kegelchen angeklebt waren. Novizen stellten je zwei kleine Kelche vor sie hin, den einen mit Weihwasser und den anderen mit einigen Gerstenkörnern, in denen eine durchscheinende Reisoblate steckte. Dutzende neuer Butterpyramiden brachten Lamas auf hölzernen Tabletten aus der Küche herbei, die in einer Ecke des Hofes qualmte. Dort wurde auf großen Feuerstellen, in die riesige Kessel eingelassen waren, Tee gekocht. Über den Rändern der glühenden Kessel lugten die glattgeschorenen Köpfe der verschwitzten Lamas hervor, die den Dienst in der Küche versahen. In Dampf und Rauch gehüllt, rührten sie mit Holzlöffeln die heiße Flüssigkeit um, in die sie Stücke alter Butter warfen. Abgemagerte Hunde umstrichen hungrig das Feuer.

Das Fest „des Ersten“ wurde vorbereitet, bei dem, wie uns erklärt wurde, mit den jungen Mönchen Disputationen über die schriftlichen Arbeiten abgehalten wurden, mit denen sie ihre Anschauungen zu belegen hatten, und für die auf der linken Seite des Hofes besondere Fächer bereitgestellt waren. Laut europäischen Kalenders fiel dieses Fest auf den 23. Dezember. Das tibe-

tische Jahr „Lo“ wird jedoch anders eingeteilt. Es hat 371 Montage „Ts'e-schag“, und die Jahre verbinden sich zum „kleinen zwölfjährigen Zyklus“ (Lo-hkor), in dem die einzelnen Jahre Tiernamen haben. Die Namen wie „Tag“ Tiger, „Ta“ Pferd, „Yö“ Hase, „Dschwa“ Maus, werden mit den Bezeichnungen der fünf Elemente verbunden, „Sching“ Holz, „Me“ Feuer, „Sa“ Erde, „Tscha“ Eisen, „Tschu“ Wasser, und diese wiederholen sich immer zweimal, so daß sie einen großen Zyklus von sechzig Jahren bilden. Dieses Jahr war „Sching-ta-lo“, das Holz-Pferd-Jahr.

Viel mehr als der tibetische Kalender fesselten uns natürlich die Festvorbereitungen. In neue und neue Reihen ordneten die Lamas ihre ungewöhnlichen, fetten Kegel. Wir näherten uns einem schmalen Gäßchen, das aus dem Hof ins Innere der Tempelgänge führte. Noch bevor wir es erreichten, mußten wir vor einer gußeisernen Glocke haltmachen, die über dem Eingang in das geheimnisvolle Innere hing. Ihre Form schien für einen tibetischen Tempel recht ungewöhnlich, aber uns kam sie im Gegensatz zu den geraden lamaistischen Glocken irgendwie vertraut vor. Das schwache Licht, das von draußen in den Gang fiel, ließ die merkwürdige Inschrift hervortreten, die in den Rand der Glocke eingepreßt war. Und plötzlich begriffen wir, warum uns diese Glocke so ungemein bekannt vorkam. Nach langen Monaten, in denen wir überall nur von chinesischen und tibetischen Schriftzeichen umgeben waren, deren Mehrzahl für uns immer noch ein Geheimnis blieb, war es für uns ein Leichtes, die lateinische Inschrift „Te Deum laudamus“ zu entziffern. Der alte Lama, der neben uns stand und seinen Kopf mit einem Zipfel seines dunkelroten Gewandes bedeckt hatte, lächelte geheimnisvoll . . . Te Deum laudamus — wo kamen denn diese lateinischen Worte und die schwarze, mattglänzende Glocke her? Noch gut, daß wir zu zweit waren, denn in dem mit dicker süßlicher Luft angefüllten Gang könnte man wohl Phantasievorstellungen unterliegen. Erwartungsvoll hingen wir an den Lippen des alten Lama, und die verschiedensten Vermutungen über das Wirken christlicher Missionäre in Lhasa kamen uns in den Sinn, die sogar in manchen Reisebeschreibungen bestätigt sind. Doch unser Begleiter überraschte uns mit der bündigen Erklärung, es handle sich um das Geschenk eines großen Forschungsreisenden, der jahrelang in den Diensten der mongolischen Chans gestanden habe — Marco Polos. Nach den Dokumenten des Tempels stammt die Glocke angeblich vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als sie nach seinem dritten Umbau hier aufgehängt wurde.

In diesem Augenblick taten wir das einzige, was zu tun war . . . ein scharfes Licht durchblitzte die Finsternis, und einige Lamas, die sich unserer Gruppe angeschlossen hatten, bedeckten entsetzt ihre Gesichter. Das Dämmerlicht in dem Gang schien jetzt nach der scharfen photographischen Belichtung noch dunkler. Nur zur Linken in einer kleinen Felsnische gleißte eine kleine, von Butterlämpchen beleuchtete Buddhastatue. Wir tasteten in der Dunkelheit weiter, einem weichen Licht zu, das vom Ende des Ganges ausging. Der gelbliche Schein näherte sich, und plötzlich standen wir inmitten faszinierenden Glanzes. In unzähligen silbernen und goldenen Kelchen blinkten Flämmchen über dem klaren Spiegel von zerlassener Butter. Ein merkwürdiges Licht und der süßliche Geruch von Weihrauch erfüllte den von mächtigen dunkelroten Holzsäulen getragenen Hauptgang, deren überraschende Ornamente durch das tiefe Dämmerlicht noch betont wurden. Durch ein geschickt aus kleinen Holzstückchen zusammengesetztes Gitter war rechts eine

Art von Lichtschacht zu sehen, in welchem die einfallenden Sonnenstrahlen eine gigantische Statue beleuchteten. In dem Halbdunkel vor uns drehten sich langsam die Gebetmühlen, doch war niemand zu sehen, der sie in Bewegung gesetzt hätte. Der alte Lama wies auf eine Wand zur Linken. Durch ein großes Netz blickten wir in eine niedrige Grotte, wo auf einem tönernen Postament, umgeben von Butterlämpchen, ein Antlitz mit einem allesverstehenden Lächeln leuchtete. Die schwarze, glänzende Krone, die auf einem diamantenbesäten Stirnband saß, endete in einem Aufsatz aus einigen Köpfen, die sich im Schatten der Zelle verloren. Lautlos tauchten von irgendwoher die Silhouetten weiterer Lamas auf, und einer von ihnen hielt ein Schlüsselchen mit brennender Butter dicht an das Netz, das eigentlich ein schwerer, aus silbernen Ringen gebildeter Kettenvorhang war. Mit einem Rasseln ging er in die Höhe, und wir betraten die niedrige Zelle. Wir standen Angesicht zu Angesicht vor dem lebendig wirkenden Abbild des Bodhisattwa Tschänräzi selbst. Die von der Decke wallenden Behänge aus Brokat und Seide verdeckten das Gewölbe der schmalen Zelle, in der man sich nur seitlich bewegen konnte. Der Dunst der schwelenden Butterlampen war schwül und benahm den Atem; er verlieh dem Raum eine drückende Atmosphäre. Von neuem traten wir in den Gang hinaus, unter die flackernden Lampen, die malerischen Stilleben aus alten Gebetmühlen, schlanken Vasen und bunten Vorhängen. Wir folgten dem alten Lama, der vor einem Türchen halt machte, durch das man nicht anders als liegend hindurchkonnte. Die Stille ringsumher wurde nur durch das Rasseln des zur Seite geschobenen Metallvorhangs unterbrochen. Wir neigten uns zur Erde und bemühten uns, die sich vor uns erhebende Treppe zu unterscheiden, die in einem kleinen Podium endete, auf dem starr der berühmte Reformator des Lamaismus Tsong-k'a-pa saß. Die eigenartige Architektur der unzugänglichen Höhle, die jedoch, nach den Lampen und den Ausschmückungen zu schließen, mehr als sorgfältig betreut war, umgab die sitzende, in einen gelben Mantel gehüllte Gestalt des Heiligen, der eine spitze Kapuze von gleicher Farbe auf dem Kopf hatte. Diese Höhle des Tsong-k'a-pa wird als eine der meist verehrten in ganz Lhasa betrachtet, und unser Begleiter ließ schnell einige Kügelchen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten, als wir von der ersten Stufe der Treppe zu der sitzenden Gestalt aufschauten.

Bei unserem Rundgang durch den Tempel hielten wir die vorgeschriebene Richtung von links nach rechts ein, so daß wir zuerst die neueren Kunstdenkmäler zu sehen bekamen und so in der tibetischen Geschichte an das Ende des XIV. Jahrhunderts gelangt waren. Denn Tsong-k'a-pa lebte zur Zeit, als in China die Ming-Dynastie zur Herrschaft kam. Er wurde im Jahre 1356 in Tsong-k'a, dem „Zwiebeltal“, geboren. Seine Jünglingsjahre sind von einer Menge Legenden umwoben, und die Wunder des Klosters Kumbum werden oft mit seinem Namen in Verbindung gebracht. In dem Bestreben, die reine Lehre Buddhas zu verbreiten, die durch das lästerliche Leben mancher Mönche in Verfall geraten war, ging Tsong-k'a-pa nach Lhasa, und bald gewann seine von tiefen sittlichen Grundsätzen und wahrer Frömmigkeit getragene Lehre viele Schüler. Auf den östlich von Lhasa liegenden Bergen gründete er das Kloster Galdan „das Fröhliche“ und später Drä-pung, und gab den Anstoß zum Bau des goldenen Klosters „Sera“. Er war der Verfasser vieler Schriften, in denen er ein Leben der Entsagung empfahl, und seine Anhänger

Scha-ser, die „Gelbmützen“, bildeten eine neue Sekte, welche die früheren nichtreformierten Buddhisten, Scha-mar die „Rotmützen“, in den Hintergrund verdrängte. Manche Klöster der Rotmützen blieben zwar weiter bestehen, doch die Kraft des tibetischen Lamaismus, ausgedrückt durch die Sekte der Gelbmützen, zu der auch der Dalai-Lama gehörte, behielt auch weiter ihren Einfluß über das Land . . .

Der Gang biegt wieder nach rechts ab und führt uns in die Zeit der ältesten tibetischen Geschichte. Die Nachsicht unserer Führer und das Blitzlicht helfen uns, wertvolle Dokumente aus den Jahren festzuhalten, in denen die ersten Mauern dieses Tempels erbaut wurden. Damals regierten in Tibet noch mächtige Könige, und kämpferische Stämme jagten über die höchstgelegenen Steppen der Welt. Wir stehen vor der Nische, wo auf gekreuzten Beinen, in ein weißes Gewand gehüllt, majestätisch der berühmte König Srong-tsan Gam-po sitzt, welcher vom Jahre 629 regierte und den Hof aus Yar lung nach Lhasa verlegte, das so zur Residenzstadt wurde. Während seiner Regierungszeit begannen die ersten Beziehungen zu China. Srong-tsan Gam-pos Gemahlin war die Nichte des Kaisers Wen-tsch'ing kung-tschu, die später zur Weißen Tara erklärt wurde. Sie sitzt zur Rechten des Königs, und die Butterlämpchen verleihen den Gesichtern der königlichen Familie einen weichen Schimmer. Zu ihnen gehört auch noch die zweite Gemahlin des Königs, die Prinzessin Bhrikuti von Nepal, die Grüne Tara, die mit einem hohen Turban über dem bräunlichen Gesicht zur Linken des Königs sitzt. Alle drei Statuen oder Mumien — es ist nämlich schwer zu erkennen, wo die Arbeit des Künstlers endet und die Grenzen der Wirklichkeit beginnen, denn die Gestalten sind in wirkliche, zeitgenössische Gewänder gekleidet, die wohl dank der trockenen Luft unter der Erde erstaunlicherweise nicht zerschlissen sind — tragen einen merkwürdigen Ausdruck im Gesicht. Einige Lamas, die hinter uns herschreiten, falten fromm die Hände angesichts der Weißen Tara, der Dolma Karmo, wie die Tibeter ihre meistverehrte Heilige nennen. Alte Sagen schreiben ihr alle Veränderungen in Tibet zu, die sich angeblich erst nach ihrem Einzug ins Land begeben haben. Sie und ihr Begleiter Lu-tun-za, dessen Statue aus dem Schatten hinter den drei Gestalten hervorschaut, brachten aus ihrer chinesischen Heimat die ersten Berichte über den Anbau von Getreide, Maße, Gewichte und den Mondkalender. Ebenso ist es das Verdienst der Prinzessin Bhrikuti, der Tochter des Königs Anśuvarman von Nepal, welche zur „Grünen Tara“ wurde, daß das Land die Schrift kennenlernte. Darum hat auch unweit von ihr Tho-mi Sam-bho-ta seinen Sitz, der als königlicher Minister nach Indien ging, von wo er die bereits dem Tibetischen angepaßte Schrift mitbrachte. In plastischen Umrissen ersteht vor uns die Zeit des Königs Srong-tsan Gam-po, dessen Herrschaft und glückliche Wahl der Gattinnen dem Lande viel Gutes brachte. Zu seiner Zeit erschienen auch die ersten buddhistischen Bücher, und es entstanden die ersten tibetischen Übersetzungen. Wen-tsch'ing kung-tschu soll auch nach der Legende diesen Tempel begründet haben, und in einer weiteren Höhle, die man als riesige Schatzkammer bezeichnen könnte, wird ein Teil der Mitgift der chinesischen Prinzessin aufbewahrt.

Ein weiterer, mit großen Schlössern versehener fester Kettenvorhang geht langsam in die Höhe. Über dem Eingang in den Raum hängen Glöckchen verschiedener Größe, von denen manche bis weit aus dem Mongolenreich hierhergebracht wurden. In einem großen Schrank sitzt, mit einem

prachtvollen Gewand angetan, Sakyamuni. Sein Gesicht ist durchsichtig wie Alabaster. So soll dieser Heilige im Alter von dreizehn Jahren ausgesehen haben. Die Ecken des Schrankes bilden goldgeschmiedete, sich windende Drachen, die große, grob bearbeitete Diamanten und Rubine tragen. Überall ringsumher stehen wunderschöne, gravierte Goldgefäße in einem Gewicht von mehreren Kilogramm, welche die feine chinesische und mongolische Arbeit nicht verleugnen. Das zartgrüne und kupferrote Gold ist mit Edelsteinen ausgelegt. Von der Decke wallen edle Stoffe in unnachahmlich schönen chinesischen Mustern herab. In weiteren geschmiedeten Schüsseln aus lauterem Gold stecken duftende Weihrauchstäbchen. Die flackernden Flammen der brennenden Lampen spiegelt ein großer Tisch mit dicker Goldblechplatte wider, auf der diese ganze Herrlichkeit untergebracht ist. Durch die Vermittlung zweier Dolmetscher, eines chinesischen und eines tibetischen, erzählt uns der Lama, daß ein großer Teil dieser Schätze zur Zeit des von Lang-dar-ma geführten Aufstandes gegen die Klöster vernichtet wurde. Wir besichtigen also diesen Rest des Hochzeitsschatzes der chinesischen Prinzessin und können nicht umhin, den gewählten Geschmack und die Geschicklichkeit der damaligen Künstler zu bewundern. Obwohl es scheint, daß manche Gegenstände aus einer späteren Zeit stammen, ruft der alte Lama die Tage am Anfang des VII. Jahrhunderts wach. Er erzählt von der in den Stein gehauenen und bunt bemalten Buddhastatue, die ursprünglich den Schmuck des kleinen Felsenraumes gebildet habe, in welchem die Prinzessin angeblich auf einem kleinen Herd, dessen untere Lehmplatte noch erhalten geblieben ist, ihre chinesischen Speisen kochte. Er kennt auch die Legende, nach der die Weiße Tara mit eigenen Händen die Trauerweiden, die vor dem Tempelzugang stehen, gepflanzt haben soll. Geblendet von dem Erlebten und dem Glanz des Goldes verlassen wir den Raum und müssen unwillkürlich an die Archäologen denken, die wohl in einer einzigen Kammer weit größere Schätze entdecken könnten, als es uns bei so flüchtiger Besichtigung möglich war.

Mit kupfergeschmiedeten Schienen beschlagene Stufen führen uns ins Obergeschoß, oberhalb der Höhlen, von wo man in den ersten Tempelgang gelangt. Ständig umgibt uns der gleiche schwere Geruch von Butter, und unsere Kleider und Hände sind von ihm durchtränkt. Trotzdem sind unsere Sinne noch imstande, den flüchtigen Duft von Harz zu verspüren, und unsere vom Dunkel ermüdeten Augen unterscheiden den bläulichen Weihrauch, der vom Ende des Gangs zu uns dringt. Ein dumpfes Gemurmel von Gebeten lockt uns näher. In dem dunklen Gang vor uns sitzt auf gekreuzten Beinen eine Reihe von Lamas. Auf kleinen Tischen vor ihnen stehen Schüsseln mit geheiligten Speisen und Kännchen mit Weihwasser, in denen Pfauenfedern stecken. Daneben schmale, mit Gebeten bedruckte Blätter. Die Worte des Nachmittags-Gottesdienstes vereinen sich zu einem langgezogenen Choral in Moll. Eine schwermütige Melodie — Dämmerlicht — Weihrauchduft . . . und die regungslosen Körper der singenden Lamas. Jetzt fallen die tiefen Bässe ein und gehen in ein unverständliches, heiseres Lallen über. Wir gehen an ihnen vorbei, doch hinterlassen von ihrem Ritus, nehmen sie uns gar nicht wahr. Wir schreiten einer violett erdbeerfarbenen Wand entlang, die bedeckt ist mit zarten Zeichnungen tausender Buddhas, die auf Lotos-

kelchen thronen. Der Rand des Daches ähnelt einer schweren Goldspitze. Golden sind auch die meterhohen Aufsätze mit eingeschmiedeten Schriftzeichen, golden glänzen zarte Rehe, golden sind die Ornamente an dem märchenhaften Häuschen T-tsat-pa, wo sich auch der für den Dalai-Lama bestimmte Raum befindet, den er zu den Neujahrsfestlichkeiten aufzusuchen pflegt.

Betäubt von den verschiedenen Gerüchen und der schweren Luft, braucht man eine geraume Weile, bis man wieder Zeit und Raum begreift. Draußen ist noch sonniger Tag, und unten auf der Straße branden die Wogen des Marktverkehrs. Die kleinen Kupferglöckchen an den Ecken der Tempeldächer läuten schwach. Ein angenehmes Lüftchen kühlt die Schläfen . . .



MENSCHEN IN LHASA

Noch lag der Morgennebel über der Stadt, als die großen Muscheln erdröhnten, dann fielen die langgezogenen Töne der Trompeten, die Trommeln und die Gongs ein . . . Schwermütig dröhnen von neuem die „Dung-kas“ (Meermuscheln) in den Händen unsichtbarer Musikanten auf den Söllern der Klostertürme. Plötzlich erklingt ein tiefer Chor, wohl der mächtigste in dem mächtigen Orchester. Die Stimmen und Instrumente verkünden, daß heute — der erste Tag des Winters gekommen ist. Von heute ab sollen alle Tibeter „Bod-pa“ Winterkleidung anlegen . . .

Unserer Meinung nach kam diese geräuschvolle Anzeige des Winters etwas verspätet. Schon mehrere Tage hindurch steht das Thermometer, mit Ausnahme der Mittagsstunden, tief unter dem Gefrierpunkt. Auch noch soviel „Argal“, getrockneter Yakmist, oder Holzkohle, die in einer mit einem verzierten Deckel zugedeckten eisernen Schüssel glüht, ist nicht imstande, unsere Stube zu erwärmen. Wie einst unsere Vorfahren erwarten auch wir die segenspendende Sonne, deren wärmende Strahlen es möglich machen, wenigstens eine der Fell- oder Wollschichten abzulegen, die die Bewegungen des Menschen denen eines Bären gleichmachen.

Doch die Bewohner von Lhasa richten sich nach ihrer eigenen Jahreseinteilung, denn ihr Neujahr fällt ja erst in den Anfang der zweiten Februarhälfte, und die Neujahrsfestlichkeiten ziehen sich bis Anfang März hin. Höhere Würdenträger haben über ihre gelben Seidenröcke lange, pelzgefütterte Mäntel von gleicher Farbe und gleichem Schnitt gezogen. Dieses weitere Kleidungsstück wird mit einem breiten Seidengürtel zusammengeschnürt, und die kleinen, umgekehrten Schüsselchen ähnlichen Wollhütchen, die sonst so keck auf dem Scheitel sitzen, wurden gegen pelzverbrämte Mützen ausgetauscht. Es scheint, daß sich auch um die Lamas mehr dunkelrote Falten bauschen als sonst. Doch bleibt ihre rechte Hand auch bei größtem Frost stets unverhüllt. Die Hirten, die auch den Sommer über ihre Schafpelze auf dem nackten Körper tragen, können sich in die langen, bis zum Boden reichenden Ärmel hüllen, die sie um die Taille gebunden tragen. Nichts hat sich sonst an der Farbenfreudigkeit der Stadtbewohner geändert. Entschieden gab es hier keinen solchen Unterschied zwischen Sommer und Winter, die Gassen wurden nicht grau wie bei uns. Im Gegenteil — breite, flache Mützen mit grellroten Fransen tauchten auf, und die Jungen trugen gestreifte Wollschals in den wildesten Farben um den Hals. Die Mohammedaner hatten auch weiter ihre weißen Turbane, und die wattierten chinesischen Jacken waren von demselben Schnitt und der gleichen sauberen Einfachheit wie die leichteren Sommerblusen aus Leinwand.

Über den Veranden der Häuser ließ man die hellen Leinendächer auch weiter draußen hängen. Während der ersten Wintertage brannte die tibetische Sonne ebenso heiß über dem Tal wie vorher. Den Winter spürte man nur zwischen den Steinmauern der Häuser. Wir gingen darum lieber hinaus, in Richtung auf den Marktplatz im „Inneren Ring“ der Stadt. Berauschesendes Stimmen-

gewirr, Ausrufe und Schreie drangen aus den Läden an den weißen Mauern, oder auch in der Mitte der Gasse, die von ausgeblaßten Sonnenschirmen geschützt werden. Maultiere, Kamele, mongolische Karawanen, und durch all das Getümmel zwängt sich das Gefolge eines Würdenträgers, der im goldenen Mantel auf seinem schönen Braunen sitzt.

Der Marktplatz riecht nach Fellen, Gewürzen und getrocknetem Quark. Zinngefäße, Kupferkannen, Amulettkästchen, Wollseile, Hufeisen, gepreßten Tee und ganze Pyramiden zerbeulter Konserven mit getrockneter Milch gibt es da. Wahrhaftig, in der Hauptstadt des Landes, in welchem riesige Kuhherden das Gras der unendlichen Steppen abweiden, wird getrocknete Milch verkauft. Das ist darum, weil die Tibeter wohl Butter essen, die mehrere Jahre alt ist, doch Milch für etwas Unreines halten. Außerdem haben es die Stadtbewohner gelernt, die etwas süßliche, getrocknete Milch als Beigabe in den Tee zu verwenden.

Die Bündel langer Blätter, die auf schönen Teppichen liegen, sind tibetische Bücher, religiöse und weltliche. Sie werden auf die althergebrachte Weise von Holzplättchen abgedruckt, und jede gedruckte Seite bedeutet für die Druckerei den Besitz einer solchen geschnitzten kleinen Platte aus Hartholz. Bücher werden auf Bestellung hergestellt, und es ist üblich, daß der Besteller das in Tibet immer noch seltene Papier selbst liefert. Ein bedrucktes Bündelchen von Blättern wird zusammengebunden zwischen zwei harte Deckel gelegt, die häufig schön verziert sind. Der Leser hat einzelne lose Blätter vor sich und schiebt die durchgelesene Seite unter die übrigen. Noch seltener sind abgeschriebene Bücher, und manche Zitate werden mit der scharfen Nadel in weichen Lack graviert, der auf schönes, glattes Holz aufgetragen wird. Die Tibeter haben große Achtung vor Büchern, verwahren sie in besonderen Schränkchen oder packen sie in Seide, um sie vor Beschädigung zu schützen.

Die verschiedensten Dinge kann man auf dem Markt am „Inneren Ring“ sehen. Neben Bündeln traditioneller Rosenkränze mit einhundertacht Kügelchen liegen importierte Matrosensweater, neue und abgetragene Filzhüte, und Taschenbatterien sind gleich neben handgeschmiedeten Schwertern ausgestellt. Hier kann man Leinwand, Seide und Brokat auswählen. Rings um die Stände mit Stoffen herrscht reges Treiben. Ein sonngebräunter Hirte in einem mit Tigerfell verbrämten Pelz kauft für seine auffallend frisierte Frau einen feuerroten Stoff. Der Schatten, der auf den Laden fällt, stört ihn bei der Auswahl, und so geht er ein paar Schritte weiter an die Sonne, um auf der Schulter seiner Frau zu sehen, wie der Stoff sie kleiden wird. Die Umherstehenden können sich ausschütten vor Lachen. Doch der durch den Kauf erregte Berghirt kümmert sich nicht im geringsten um sie und unterhält sich mit seiner Frau, die den Stoffballen von mindestens fünfzehn Metern von ihm entgegennimmt. Aus dem Ledersäckchen, das sie um den Hals trägt, nimmt sie einige Münzen, und mit dem Stoffbündel über der Schulter schreitet sie stolz hinter ihrem Mann einher, die lachende Menge hinter sich lassend. Es war schwer zu erkennen, was die Umherstehenden und schließlich auch den Verkäufer so zum Lachen gebracht hat. War es vielleicht der Umstand, daß der Käufer den Stoff nicht nachgemessen hat? Oder die unglaubliche Menge oder die Farbe? . . . Wer weiß?

In der tibetischen Kleidung hat nämlich jede Farbe ihre besondere Bedeutung. Obwohl im

gebirgigen Tibet nirgends der Seidenwurm gezüchtet, und der Großteil der Seide aus China eingeführt wird, haben die Tibeter die Sprache der Farben und der Stoffe erfunden. Goldgestickter plastischer Brokat, dessen Gewebe und Muster monatelange Arbeit erfordern, dieser edle Stoff ist das Privileg der höchsten Rangklasse — der Klasse des Dalai-Lama. Sein kurzes Wams und der lange Rock, der die hochbesohnten weichen Schuhe verdeckt, haben den gleichen Goldton wie der leichte Helm mit dem Aufsatz aus Edelsteinen. Diese Kleidung trägt der Dalai-Lama bei festlichen Gelegenheiten, und der reich geschmückte in weichen Falten herabfließende Stoff unterstreicht seine Würde.

Kleidung von gelber Farbe dürfen nur höhere Würdenträger oder Angehörige der vornehmsten tibetischen Geschlechter tragen. Violetter Brokat steht verdienten Landedelleuten zu, während graublau Seide von den Großgrundbesitzern getragen wird. Ebenso sind die Kopfbedeckungen das Merkmal einer bestimmten Klasse, und es ist genau von der Tradition bestimmt, ob von den Mützen oder Festhüten diese oder jene für ein gewisses Zeremoniell angemessen sind. Die Haartracht ergänzt diese Unterscheidungen, doch die verschiedenen in den Haaren getragenen Schmuckstücke sind Erkennungszeichen der tibetischen Bezirke oder Ortschaften. In Lhasa ist bei älteren wie auch jüngeren Männern ein kleiner Haarknoten auf dem Scheitel des Kopfes beliebt; er wird mit einer diamantenbesetzten Spange festgesteckt, und die Haare werden zu diesem Knoten herangezogen. Ein unerläßlicher Schmuck ist auch der lange, mit kleinen Perlen besetzte Ohrring aus Türkisen, der stets im linken Ohr getragen wird.

Am besten kann man die Eigenheiten der Kleidung von Lhasa in einem der schönen großen Häuser kennenlernen. Die sonnigen Veranden, die in den letzten Jahren, anstatt des früher verwendeten dünnen Papiers, verglast wurden, bilden die richtige Atmosphäre für die alttümlichen Trachten, welche die Tibeter nicht nur bei festlichen Gelegenheiten, sondern als wirkliche Alltagskleidung tragen, wobei die alten Traditionen streng eingehalten werden.

Bei einem solchen Besuch in einem tibetischen Heim bietet sich auch Gelegenheit, den Reichtum der Volkskunst kennenzulernen, welche nicht nur in der Kleidung, sondern auch in der Einrichtung und an den im tibetischen Haushalt verwendeten Gegenständen zur Geltung kommt. Bevor wir durch die enge Tür, über welcher gewöhnlich ein mit einem alten Zitat beschriebener Streifen aufgehängt ist, eintreten, müssen wir den k'a-dag bereithalten, denn ohne diese seidene tibetische Besuchskarte wäre es nicht leicht, den Besuch einzuleiten. Nach vielen schönen Worten wird der Gast an ein niedriges geschnitztes Tischchen geladen, auf dem bald silberne Becher mit dickflüssigem Tee und süßem „Kazé“, tibetischem Gebäck, erscheinen. Unter den prachtvoll geschnitzten Säulen, deren Kapitelle farbige Holzplastiken von Tieren und Blumen tragen, kann man bald ein langes Gespräch — oder ein langes Schweigen beginnen.

In den hellen, sonnendurchströmten Hallen verbringen die wohlhabenden Familien gewöhnlich ihre Mußestunden. Im ersten Stock befinden sich kleine Schlafräume, manchmal auch die Hauskapelle, in der Bücher, Geschenke und Wertgegenstände verwahrt werden. Auch schön bemalte Schreine und Schränke fehlen nicht, obwohl Kleidungsstücke gewöhnlich in großen Truhen aufbewahrt werden. Auch wenn die Hausfrau gerade keinen Besuch erwartet, ist sie in edlen Brokat

oder Seide gekleidet. Manche Frauen halten noch an dem alten Brauch fest, nach welchem die Ärmel die Hände bedecken mußten, da es nicht schicklich war, sie unverhüllt zu zeigen. Heute aber — wohl auch unter dem Einfluß der Mode der Ringe und Armbänder — verhüllt die Mehrzahl der Frauen die Hände nicht mehr. Am Halsausschnitt ist der umgelegte Rand der hellen Bluse zu sehen, und in den Sommermonaten ist das obere Gewand, das über dieser Bluse aus leichter Seide getragen wird, ärmellos. Als Gürtel tragen die Frauen breite Schärpen, und über diesen Schürzen aus verschiedenfarbigen Streifen von „Pulo“, tibetischem Wollstoff. In den Ecken der Schürze sind reich gestickte Keile eingesetzt. An den Füßen tragen die Frauen von Lhasa viereckige Filzschuhe mit gestickten Blumen auf grünem Grund.

Die Haartrachten der Tibeterinnen sind sehr verschieden, und manche Bewohnerinnen der Hauptstadt brachten aus den Heimatsgebieten ihre Bräuche mit. Es gibt Orte, wo dünne Zöpfchen, andere wieder, wo in die Stirn frisierte Ringellocken getragen werden. Das Einflechten von roter Wolle ins Haar oder um den Kopf gelegte Zöpfe sind ebenso bei Männern zu sehen. Am häufigsten jedoch lassen die Tibeterinnen ihre Haare frei über den Rücken hinabwallen und schmücken sie mit verschiedenen Steinen und auch silbernen Verzierungen, die oft ein ansehnliches Gewicht haben. In letzter Zeit besteht die Eigenart in der Haartracht der Frauen von Lhasa nur mehr darin, daß sie das Haar in der Mitte gescheitelt und in dicke Zöpfe geflochten tragen, die am Rücken in einer bunten kleinen Quaste enden. Bei festlichen Gelegenheiten kann man sehen, daß dies entschieden praktischer ist als die frühere hohe Frisur, bei der die Haare in dreieckige, aus kleinen Korallen zusammengesetzte Zierspangen eingeflochten wurden. Diese Haartracht wird heute noch bei Hochzeiten oder an großen Feiertagen getragen, wobei noch große, die ganzen Ohren bedeckende Ohrgehänge angelegt werden.

Trotz allen Sinnes für Schmuck, bleiben die Tibeterinnen Kinder ihres Landes. Auf langen Wanderungen sind sie imstande, alle Beschwerden zu überwinden, und sie sind meistens ebenso gut zu Pferde wie die Männer. Die meisten Tibeterinnen sind starke, gutgewachsene Frauen, die bei oft überraschend jugendlichem Aussehen ein hohes Alter erreichen.

Bei einem unserer Besuche schätzten wir unsere liebreizende Gastgeberin auf nicht mehr als 18 Jahre. Später stellte sich heraus, daß sie vier große Kinder hatte, und ihre Mutter sah wirklich, nicht wie man oft aus Höflichkeit sagt, wie ihre ältere Schwester aus. Nun ist es aber höchste Zeit, dieses Kapitel zu beenden, denn in dem eifrigen Bemühen, unsere tibetischen Eindrücke wahrheitsgetreu wiederzugeben, haben wir den gefährlichen Boden des „wunderbaren Alters der tibetischen Frauen“ betreten.

POTALA-GUN

Was man in Asien lernen muß, ist die Kunst zu warten . . . Geduldig abwarten, bis der geeignete Augenblick kommt, nicht eilen, sich nicht aufregen — warten. Außerdem haben die Tibeter auch noch ihre guten und schlechten Tage. An den schlechten wird nichts angefangen, weder eine Arbeit, noch eine Reise. An den Tagen jedoch, die ihrer Überzeugung nach gut sind, trachten sie alles zu tun, was nur möglich ist.

Wir wissen nicht, was für ein Tag es war, als wir endlich die Erlaubnis zum Besuch des Palastes des Dalai-Lama, Potala-gun, erhielten. Aber für uns war es entschieden einer von den guten Tagen. Denn wenn Lhasa in den Vorstellungen jener, die sich auf die Fahrt nach Tibet begeben, das Ziel ist, dem sie zustreben, so ist Potala-gun das Symbol der Erfüllung aller Träume von der Erkenntnis des geheimnisumwobenen Landes. Wie oft hatten wir vor den Photographien dieses Bauwerkes gesessen, an Tagen, an denen die sommerlichen Regengüsse die Gebirgsströme zum Überschwemmen brachten, und als es schien, die Wassermengen vor uns wären unüberschreitbar. Wie oft waren unsere Gedanken der Wirklichkeit vorausgeeilt, und wir spazierten bereits im unbekanntem Tal von Lhasa. Unsere Vorstellungen, wenn auch bei jedem von uns etwas anders, hatten alle denselben Inhalt — den weißen Palast des Dalai-Lama . . .

Und nun sollten wir ihn sogar betreten.

Über der Stadt lag die nachdenkliche Ruhe des Wintermittags, und knapp vor uns strebte die unendliche, blendend weiße Fläche des steinernen Gemäuers zum blauen Himmel empor, von dem der purpurne Streifen des Mittelteils des Palastes herabhing. Matt glänzten die phantastischen goldenen Verzierungen auf den dunkelroten Matten aus beschnittenem Stroh. Vom steigenden Luftstrom getragen, verschwand eine Schar von Geiern über dem Rand des obersten Stockwerkes.

Das schwere Tor fiel hinter uns zu. Wir standen im dunklen Laubengang des Eingangs, im Schatten verwitterter Säulen, die mit eisernen Reifen zusammengehalten waren. Auf den Höfen zwischen den Häuserreihen lagen ermüdete Tiere. Von ihren Holzkrippen banden Lamas die Futtersäcke los. Wir erreichten die erste breite Treppe mit einer starken Mauer zur Linken. Vom Treppenabsatz stürzten uns plötzlich zwei Gruppen von Lamas entgegen. Einige hatten große Trommeln mit Handgriffen, und hinter ihnen kamen weitere dahergelaufen, die lange silberne Trompeten über den Schultern trugen. Atemlos hielten sie einige Schritte vor uns an. Die Musikanten bildeten Spalier. Bevor die Trommler mit ihren gebogenen Schlegeln ihren immer schneller werdenden, rasenden Rhythmus begannen, stützten die knapp nebeneinander stehenden Bläser die Enden ihrer Instrumente auf die Schultern zweier kleiner Lamas vor ihnen, und ihr Trompeten ging in eine heisere Fanfare über. Aus dem purpurnen Teil des Palastes kam ein merkwürdiger Zug hervor. Vorn ging eine Reihe monoton singender Lamas, begleitet von einer Gruppe mittelalterlicher Waffenträger in Drahtemden und eisernen Helmen. Inmitten des Zuges schritt, mit

einem weltentrückten Lächeln auf den Lippen, ein in das Gewand eines Lamas gekleideter Jüngling, den Kopf mit der altertümlichen gelben Kapuze bedeckt. Vorsichtig trug er ein breites Tablett, auf dem eine kronenähnliche, in zerschlissenen Musselin gehüllte Pyramide stand. Nicht allzu prächtig gekleidete Ritter in veralteten Harnischen mit Achselstücken aus Metall schlossen den Zug, indem sie sich auf ihre Speere und langen Musketen stützten. Als die Spitze des Zuges an den Musikanten vorbeikam, flüchteten diese wieder über den Hof und scheuchten mit ihrem Laufen und unglaublichen Gejohle die liegenden Grunzochsen auf. Endlich machten sie knapp vor dem Palasteingang halt, und das Trommeln und Trompeten wurde von Raketen und den Salven der Musketen übertönt, die von den mittelalterlichen Knappen abgefeuert worden waren. Rauchschwaden erfüllten den ganzen Hof und durch sie hindurch schritt der Zug auf die nach Schigatse führende Hauptstraße hinaus.

Wir waren Zeugen der Überführung der Reliquien eines Dalai-Lama in ein kleines Kloster in der Nähe von Lhasa.

Noch etwas betäubt von der merkwürdigen Vorführung stiegen wir die Steintreppe empor, erregt durch die Erwartung, bald das geheimnisvolle Innere des auch aus der Nähe großartig wirkenden Palastes betrachten zu können. Wir erreichten den Eingang Me-ma, die Tür des Glücks, durch die wir eintreten sollten. Durch eine Treppe getrennt lag links der Eingang Tschoto, die Tür der Demut vor den Göttern, durch die man unmittelbar den purpurnen Mittelteil des Palastes betritt. Gleich über dem Eingang vor uns erregte ein schön geschnitzter Laubengang unsere Aufmerksamkeit; er wird von großen Bildern der „Lokapalas“, der Hüter der vier Weltgegenden, geschützt. An den Seiten hingen lange, aus Tigerfellen zusammengenähte Walzen, das Symbol der Kraft. Wir betraten einen mit blau-rot-gelben Matten verzierten schmalen Gang, dessen Decke aus starken, mit leuchtend blauer Tonerde bestrichenen, ungleichen Ästen bestand. Dieses im ewigen Schatten gewachsene Holz hat größere Tragkraft als Pfeiler aus Beton. Der Gang führte auf einen geräumigen Hof, der mit kleinen Kieseln ausgelegt war. Ringsumher lange Holzveranden, und am Ende des Hofes strebte die dunkelrote fünfstöckige Seitenmauer des Palastes, mit kleinen Balkons in den einzelnen Stockwerken, in die Höhe. Auf dem Hof werden die altertümlichen lamaistischen Tänze „Tsch'am“ veranstaltet, denen an hohen kirchlichen Feiertagen auf dem höchstgelegenen Balkon sogar der Dalai-Lama selbst beiwohnt. Wir überquerten den Hof und stiegen über eine steile Treppe in den Hauptteil des Palastes Potala. In einem kleinen Vorraum sahen wir vor Alter gesprungene Wandmalereien, die eigentlich große Illustrationen zu der in den Gängen des Palastes aufgemalten Chronik bilden. Sie stellen sowohl die Entwicklung des berühmtesten tibetischen Bauwerks als auch bedeutsame Ereignisse aus der Geschichte dar. Die Zeichnung in der Mitte zeigt den ursprünglichen Altan mit dem Buddhabildnis, der einst auf dem „Roten Berg“ Mar-po-ri stand, auf dem der heutige Palast Potala errichtet wurde. Zu jener Zeit war der Berg noch von Schutzwällen mit hohen Wachttürmen umgeben. Den im Zentrum von Lhasa befindlichen „Schlangensee“ hat der Maler durch ein Viereck angedeutet, das von einem Gitter aufgeteilt wird. In die so gebildeten Felder malte er geheiligte Fische, die über den schäumenden Wellen schweben. Die rechte Seite des Bildes füllte er mit der Wiedergabe des ältesten Tempels

Ri-bo-k'ang in seiner ursprünglichen Form aus, der zur gleichen Zeit gebaut wurde wie die ersten Teile des Palastes Potala-gun. Der Berg auf der linken Seite des Bildes, der dem Gott der Heilkunde geweiht war, ist derselbe Tschag-po-ri, auf dem sich heute die lamaistische Medizinburg befindet. Der ganze Hintergrund des Bildes wird von stilisierten Bergen gebildet.

Der Legende nach sollen die kleineren Teile des Baues ungefähr in den Jahren 630—680 entstanden sein. Erst der Dalai-Lama Lo-bzang Gyamts'o verlieh dem Palast im XVII. Jahrhundert seine heutige Gestalt. Die eigenartige Architektur war der Entwurf seines Hofbaumeisters San-ti-taso, der zuerst die weißen Teile des Palastes erbaute und erst später dann den purpurnen Vorder- teil einsetzte.

Geführt von einem Lichtträger, es ist der braungebrannte Lama, der eine Holzschale mit brennender Butter vor uns herträgt, schwenken wir in einen dunklen Verbindungsgang. Wir durchschreiten die riesige, in Dämmerlicht getauchte Bibliothek, deren Regale mit dicken Blätterbündeln angefüllt sind.

Die vor uns herflackernde Flamme duckt sich in der Zugluft und verschwindet für einen Augenblick hinter einem Türpfosten. Vor uns öffnet sich ein geräumiger Saal, der durch das von der Decke ausgehende schwache Tageslicht erhellt ist. Zwei Reihen schlanker Säulen streben vom Fußboden empor, in den große Gefäße tragbarer Feuerstellen eingelassen sind. Rechts oben an der Wand befindet sich ein schmales Bild. Die Maler, die einer nach dem anderen daran gearbeitet hatten, sparten nicht mit Gold. Das Wandgemälde stellt Herrscher, Dalai-Lamas, hervorragende Minister, kurz jene Männer dar, deren Namen in die Geschichte des Landes eingegangen sind, über dessen Schicksal oft in eben diesem Saale entschieden wurde. Er war für die Sitzungen des Kaschag, der höchsten tibetischen Verwaltungsbehörde, bestimmt. An der Hinterwand steht der Stuhl des Dalai-Lama, eigentlich ein großer, massiver Thronessel. Hier wurden wichtige Staatsangelegenheiten beraten und Sondergerichte abgehalten. An den Seitenwänden hängen Zierfahnen und gestickte Standarten. Über die ganze Decke des Saales sind zahlreiche dunkle Vorhänge gezogen, die nur bei gutem Wetter beiseitegeschoben werden, denn über diesen Räumen befindet sich ein offenes Dach. Dort, wo der Stoff dünner ist oder nicht ganz anliegt, dringt Sonnenlicht herein und schafft eine Atmosphäre, die an große Kirchenschiffe erinnert.

Hinter dem Thron des Dalai-Lama befindet sich eine kleine Tür, und über drei Stufen gelangt man in einen weiteren Felsengang mit geglätteten Wänden.

Die Butterschale des Lichtträgers fiel plötzlich zu Boden und blieb eine Weile lang liegen, bis sich der Lama aus seiner tiefen Verbeugung aufrichtete. Seine Lampe war überflüssig . . . In dem Raum, in welchem wir uns befanden, verbreiteten brennende Kelche einen hellen Schein. Von irgendwoher strömte frische Luft herein, und im unabsehbar hohen Raum über unsern Köpfen verlor sich der schwere Geruch der Butterdünste. Ganz unten vom Boden erhob sich auf einem gigantischen Postament ein riesenhafter Tschorten. In die nur zu einem Drittel sichtbare Kuppel führte ein vergittertes Zierfenster.

Der Gipfel der steinernen Pyramide ragte zu den Wogen der farbigen Behänge und Säulen aus Stoff empor. Dichte Bündel weißer „Streifen der Seligkeit“ hingen wie Tropfsteingebilde zwischen

vergilbter Seide und Brokat. Beklemmung erfaßte uns, als aus der Höhe, zu der der obere Teil des Tschorten emporstieg, dumpfer Gesang ertönte. Die leicht wallenden Behänge erhöhten noch die geheimnisvolle Stimmung des Raumes . . . Wir befanden uns im Grabmal des V. Dalai-Lama, Lobzang-Gyamts'o. Der Sarkophag, der seinen Körper barg, war zwischen die Gebäude eingebaut und durchragte mehrere Stockwerke des Palastes. Potala begann uns seine baulichen Phantasiegebilde vorzuführen.

Eine neue Wirrnis von Gängen, Finsternis, Dämmerchein, Lampenlicht. Über ein schmales Brückchen unweit der Treppe schreiten einige Mönche. Wir steigen in das dritte Stockwerk hinauf, wo sich in dem aus Gängen gebildeten Viereck weitere Ölgemälde befinden. Auf einem von ihnen ist der berühmte Baumeister San-ti-taso in der Nähe seines Hauses dargestellt, das hinter den Wällen des Palastes stand. Auf einem weiteren verhandelt der V. Dalai-Lama im Kloster Sa-l-s' mit Guschri-Khan, dem Heerführer der Mongolen, der noch öfters bei verschiedenen Gelegenheiten mit ihm abgebildet ist, im Zelt, beim Speisen, oder zu Füßen des Lotos Thrones des Dalai-Lama sitzend. Auch das Kloster Sera mit seinen herrlichen tibetischen, chinesischen und indischen Dächern ist hier abgebildet. Loba, „der Ort des paradiesischen Lichtes“ über dem phantastischen Lotoshain auf dem Spiegel des Sees, bildete in jedem zwölften Jahr das Ziel jedes Dalai-Lama, der hier einige Tage der Betrachtung und Erbauung pflegte. In einer flüchtigen Skizze hat der Maler gerade einen solchen Besuch im Bilde festgehalten. Das vierte Gemälde ist eine interessante Bestätigung dessen, was wir vor einer Weile erlebt hatten. Es stellt den Bau des Grabmals des V. Dalai-Lama dar und zeigt deutlich, daß in den Plänen der Baumeister des Palastes schon im voraus mit dem Raum für den riesenhaften Tschorten, in dem seine Gebeine beigesetzt werden sollten, gerechnet worden war. Weitere Gänge und Treppen . . .

Auf einem kleinen Absatz im vierten Stockwerk öffnete der Verwalter des Palastes die Tür zu einem der Studierzimmer der Lamas. Ein weise aussehender, gelehrter Lama, Kham-po, empfing uns auf der Schwelle des kreisförmigen Raumes. Nach seinem abwesenden Blick und dem Dordsche (Bündel kupferner Blitze) zu schließen, das er in der Hand hielt, hatten wir ihn wohl bei einer religiösen Zeremonie gestört. Der Raum, den wir betraten, enthielt einen Altar mit vielen Götterstatuen, in deren Mitte ein mit grüner Patina bedeckter Schiwa hervorragte. Unter dem ziemlich breiten Fenster, einem der unzähligen von der Stirnseite des Palastes Potala, lagen braune Teppiche und auf ihnen Blätter mit geheiligten Texten. Der alte Lama schritt zu einem der Schränke, in dem einige wunderschön hergestellte Puppen standen. Diese Miniatur-Lamas waren in den verschiedensten Stellungen festgehalten, und die aus Bein geschnitzten Gesichter erinnerten an chinesische Arbeit. Der warme Schein der Lampen und verschiedene Kleinigkeiten verliehen dem Raum Gemütlichkeit.

Wir verabschiedeten uns und durchquerten einen Gang mit schweren beschlagenen Türen. Es waren die Kabinette der Würdenträger und der Mitglieder des Gefolges des Dalai-Lama. Von hier aus führte dann der Gang zu einer Wand mit schmalem Eingang, der zum höchsten Punkt des Berges hinaufführt, auf dem angeblich einst Buddha selbst erschienen ist. Zuerst war es nötig, sich seitwärts vorwärtszuschieben, bis sich der in den Felsen gehauene Gang verbreiterte. An seinem

Ende standen einige Zypressenäste, die mit farbigen Fähnchen behängt waren, und der kleine Tschorten war eigentlich ein Zierschrein, der verschiedene Geschenke enthielt.

Über uns strebt das letzte Stockwerk unter den flachen Dächern des Palastes in die Höhe. Eine reich geschnitzte Tür zur Linken führt zum Grabmal des XIII. Dalai-Lama. Unweit von hier befindet sich ein kleiner goldener Pavillon, den man über eine steile Treppe mit kupfernem Geländer erreicht. In seinem Innern wird die Statue des indischen Gottes Ra-ba-lu-ge-scha-ra aufbewahrt, die ungefähr 70 cm hoch und ganz aus lauterem Gold ist. Vor ihr steht ein Schüsselchen mit Kupfermünzen, zwischen die ein vertrockneter Maiskolben gesteckt ist. Die reichgeschmückte Kapelle ist eine der schönsten im ganzen Palast. Und gerade hier begegneten wir einer unvergleichlichen Gruppe von Tibetern. Wir hatten uns bereits an die lautlos sich bewegenden Schatten der Lamas gewöhnt, doch diese hier waren noch von den Winden der nördlichen Berge umweht. Es waren Gebirgsbewohner, die ihre Geschenke am Grabmal des XIII. Dalai-Lama niedergelegt hatten; hochgewachsene Männer, in schweren ledernen, mit Pantherfell verzierten Gewändern. Sie unterhielten sich mit einem jungen Lama, der sichtlich ihren Dialekt beherrschte. Als sie uns erblickten, war klar in ihren Augen zu lesen, daß dieser Tag für sie mit Erlebnissen zum Bersten voll war. Hatten sie doch nach all den Tagen der Einsamkeit und Verlassenheit heute nicht nur den Palast des Dalai-Lama betreten, sondern in einem der Gänge auch noch uns — Menschen in so merkwürdiger Kleidung und mit nie vorher gesehenen Gesichtern begegnen dürfen!

Doch auch wir waren überrascht von den immer neuen und neuen Eindrücken und der schnell wechselnden Umgebung . . . Wie auch jetzt . . . Vor uns gähnte ein Abgrund, und auf einer großen, weißgestrichenen Fläche leuchteten Schnüre von Perlen und Edelsteinen. Ringsherum standen Fächer, die an einen vergrößerten Bienenstock erinnerten, und in jedem Fach lag ein in gelben Stoff gewickeltes Buch. Der buddhistische Kanon Kan-gyur lag in den Fächern, die das Grabmal des XIII. Dalai-Lama umgaben. Im Mittelteil des Grabmals, hinter einer geschnitzten Tür, verborgen hinter Leinwandvorhängen und goldenem Gitterwerk, saß Nga-wang do-bzang Thub-dän. Edelsteine und wertvolle Schnüre rieselten von der breiten zwiebelartigen Kuppel herab — und das war jene obere weiße Fläche, die uns anfangs so unerklärlich erschienen war. Erst als wir einige Stockwerke tiefer bis zur breiten Grundfläche des Grabmals hinabstiegen, konnten wir die wundersame Architektur des Sarkophags dieses letzten verstorbenen Dalai-Lama begreifen. Unten, auf dem verzierten Boden des Grabmals lagen Geschenke. Aus Korallenstämmchen zusammengesetzte Landschaften, silberne Schüsseln, Rosenkränze, Münzen und Elefantenzähne mit breiten Goldreifen. Auch eine kolorierte Fotografie des XIII. Dalai-Lama fehlte nicht, und dicht neben wertvollen Leuchtern lagen auch geblasene Glaskugeln und zwei bemalte Lampions als Geschenke. Die dicht aneinandergereihten Butterlampen riefen den Eindruck feuriger Wellen hervor. Das Grabmal des XIII. Dalai-Lama ist wohl das mächtigste Mausoleum im ganzen Palast.

Die dunkle Treppe, die uns ins höchste Stockwerk führte, schien endlos. Doch spürten wir schließlich ein kühles Lüftchen und traten ins Licht hinaus. Zuerst wußten wir gar nicht, wo wir waren! Wir standen unter trockenen Zweigen, von denen grüne Gebetfahnen wehten. Noch einige

Stufen, und wir befanden uns auf dem Dach des Palastes Potala-gun. Als wir die tönernen Aufsätze umschritten, in die Opferherde eingelassen waren, öffnete sich ein unerwarteter Anblick . . . Vor uns lag eine goldene Stadt mit märchenhaften Häusern. Die Dächer leuchteten in blendendem Glanz, und mächtige Figuren hielten goldene Fransen, die bei den Köpfen der Fabeltiere in Drachengestalt endeten, die den Abschluß der Dächer bildeten. Ein blauschwarzer Himmel wölbte sich über dieser Pracht, und die sich in der Ferne verlierenden, ausgetretenen Gäßchen waren eigentlich die Fortsetzung des unendlich langen Daches des Palastes. Bündel von Ästen standen hinter hölzernen Zäunen, anstatt der Blätter trugen sie kleine bunte Vierecke mit aufgedruckten Texten. Hohe Säulen, die gegen böse Geister schützen, waren mit Gurten aus Yakfell umflochten, und an einigen von ihnen hingen gebleichte Schädel mit rot untermalten Augenhöhlen. Schwarze und weiße Vasen standen knapp am Rand der ganzen Fläche. Wir gingen an goldenen Pavillons vorbei, entdeckten weitere Drachenköpfe, engelgleiche, rundliche Götter, Glocken, Girlanden und goldene Aufsätze.

All diese märchenhafte Schönheit hebt sich vom Hintergrund der leicht beschneiten Berge ab, die handgreiflich nahe scheinen. Der Blick in die Tiefe ist schwindelerregend. Tief unten liegen die Häuschen des ersten Palasthofs, und zur Linken breitet sich um das Haus, in welchem die Mutter und die Schwestern des XIV. Dalai-Lama leben, ein ausgedehnter Garten aus. Auf der Straße bewegen sich einige Reiter. Ihre Pferdchen und die winzigen Staubwolken hinter ihnen rufen das Gefühl hervor, als wären wir plötzlich in die Miniaturwelt aus Gullivers Reisen versetzt. Auch die Vögel, ihre Flügel und Köpfe, wirken beim Anblick von oben irgendwie unnatürlich. Geier, Adler und glänzende Raben kreisen durch den besonnten Raum über dem Kessel des Abgrunds dem Tal zu. Es scheint, daß die Sonne auch den Wind durchwärmt. Würzige, einschläfernde Luft strömt über die viertausend Meter hoch gelegene Terrasse . . .

Ein unbeschreibliches Gefühl erfaßt den Menschen, wenn der schwebende Zauberteppich, auf dem er steht, über den phantastischen Pavillons und Altanen haltmacht. Wir können uns von der goldenen Stadt, die von unten, von Lhasa aus, gar nicht zu sehen war, nicht trennen. Nur die Begierde, auch die Gemächer und Empfangshallen des Dalai-Lama kennenzulernen, führt uns noch um einige Stockwerke tiefer. Ein stattlicher Lama steht als Hüter vor der geschnitzten Tür, die zu den Gemächern des lebenden Buddha führt. Von außen sieht der Audienzsaal, vor dessen Eingang als Sitzgelegenheit für die Wartenden dicke, mit Fransen gesäumte Teppiche gelegt sind, ganz schlicht aus.

Wir treten ein. Die großen Fenster in der Decke sind wie in alten Photographen-Ateliers mit Musselinvorhängen bedeckt. Ein nebelhaftes Licht erfüllt den nach Weihrauch duftenden Raum. Auf dem spiegelglatten, glänzenden Boden liegen Vierecke aus Wollstoff vorbereitet, auf denen man zu dem breiten Thron hingleiten kann, den ein orangefarbener seidener Überwurf bedeckt. Schon jahrzehntelang sitzen die Dalai-Lamas auf diesem Thron. Die gekreuzten Beine des höchsten Priesters werden mit weißen Seidenstreifen verhüllt. Auf einem erhöhten Sitz liegt das gelbe Gewand und die hohe, gelbe, spitze Mütze bereit. Hier also hat vor drei Jahren zum ersten Mal der Sohn des osttibetischen Landedelmanns Tschök-ying Ts'e-ring und seiner Mutter Sonam-ts'o

Platz genommen. Neben dem Thron befindet sich unter einem Glassturz die Figur des sitzenden Bodhisattwa Tschänräzi, und auf einem kleinen Tischchen stehen in silbernen Schälchen Opferspeisen bereit. Der Audienzsaal ist unmittelbar mit zwei länglichen kleinen Häusern verbunden, in denen sich die Privatgemächer und Schlafzimmer des Dalai-Lama befinden. Ist er abwesend, wird alles mit schwarzen Wollbehängen verhüllt.

Das plötzlich entstandene Geräusch und die in den Gängen umherlaufenden Lamas kündeten den baldigen Beginn des Nachmittags-Gottesdienstes an. Unser erster Besuch im Palast des Dalai-Lama war zu Ende. Über steile Treppen stiegen wir aus dem purpurnen Bau in den Hof hinab.



DIE ERSTEN AUTOMOBILE IN LHASA

Tschag-po-ri heißt die altertümliche lamaistische Schule für Heilkunde, die sich auf einem Hügel gegenüber dem Palast Potala erhebt. Wenn man sich der Stadt von Schigatse her nähert, sehen die beiden Hügel von der Ferne wie zwei kleine Wellen über einem länglichen Tal aus. Tschag-po-ri selbst ist eine richtige unzugängliche und abweisende steinerne Burg, die ganz oben auf dem Gipfel über den aneinandergedrängten Häuschen der Lama-Ärzte erbaut wurde. Den schmalen steilen Pfad haben wohl die Kranken oder ihre Verwandten ausgetreten, die vertrauensvoll hierher gepilgert waren, um ein Stückchen Papier mit einer aufgeschriebenen Zauberformel zu verschlucken, die sie von den „Würmern der Krankheit“ befreien sollte, oder um zur Ader gelassen zu werden, wenn die Berührung eines Amuletts nicht mehr helfen wollte.

Auf dem ausgedehnten nahen Plateau, wo jeder Stein und Felsbrocken mit großen und kleinen Schriftzeichen unter den Buddhabildern bedeckt ist, befindet sich eine alte Opferstätte. Auf manche Steine sind Vierecke aus Papier geklebt, die magische Kreise tragen. In der Mitte steht ein hoher Baum, an dessen Äste Gebetfahnen gebunden sind. Sie sind noch starr vom Nachtfrost und knistern im kalten Wind. Von dieser Opferstätte aus, die allen der Heilkunde helfenden Göttern geweiht ist, macht Lhasa den Eindruck eines großen Steinbaukastens.

Eine Reihe von Kamelen schreitet zwischen verdorrten Erlen auf dem ebenen Weg dahin, der zum Sommerpalast des Dalai-Lama führt. Der Sommersitz Nor-bu Ling-ka ist ein ausgedehnter Park mit vielen Schlöbchen und Lusthäuschen, in denen an märchenhafter Pracht nicht gespart wurde. In den Glashäusern blühen auch den Winter über rosafarbene Nelken, Pfauen schlagen ihr Rad zwischen Käfigen mit bunten Papageien. Die goldenen Verzierungen des kleinen Tempels K-san-pudscha glitzern in der Sonne, und die Zweige der Ziersträucher verdecken fast vor unseren Blicken das weiße Schlöbchen Mo-tsar Pe-ki, in welchem die herrlichen Kunstgegenstände aus China und Indien verwahrt werden, die der XIII. Dalai-Lama mitbrachte. Gleich hinter dem Sommersitz zweigt der Weg zum Kloster Dräpfung ab. Vom Morgen bis zum Abend kommen auf diesem Wege die Karawanen zum südlichen Haupttor von Lhasa, das in einen der riesigen Tschorten eingebaut ist. Die dicht nebeneinander aufgetürmten, mit Glocken behängten steinernen Grabmäler bilden einen malerischen Wall, hinter dem die an den Hang von Potala sich schmiegenden Häuser der Stadt auftauchen. Der Palast des Dalai-Lama auf dem Hügel gegenüber wirkt von hier noch viel schöner als vom Tal aus gesehen.

Dort, am Rande der Stadt, tragen sich heute unglaubliche Dinge zu. Nur wirklich alte Leute sind zu Hause geblieben, die Mehrheit der übrigen Bewohner von Lhasa versammelt sich schon mehrere Tag nacheinander am rechten Ufer des Flußes Kyi-tsch'u. Auf seinen Spiegel waren in den verflossenen Tagen und Nächten ununterbrochener Arbeit die Schatten der noch nach frischer Farbe riechenden Brückenpfeiler gefallen. Dort, wo sich noch gestern kleine lederne Boote im

wilden Sprudel gedreht hatten, steht heute über dem Wasser eine feste breite Straße. Die beiden Ufer des Flusses sind verbunden . . .

Wenn die tibetischen Ruderer die Kraft hätten, mit ihren Booten gegen den Strom vom Brahmaputra bis zu diesem linken Arm seines Nebenflusses zu gelangen, und wenn diese nichtsahnenden Schiffer ans Ufer stiegen, — die würden sich nicht wenig wundern! Sie fänden nämlich ein Lhasa, wie es vor vielen Jahrhunderten ausgesehen haben mochte. Eine weiße und schwarze Zeltstadt mit den farbigen Zelten der Häuptlinge, deren Pferde, mit reichen Schabracken angetan, in der Nähe weiden. Sie würden einer Menge aufgeregter Leute in altertümlichen Brokatgewändern begegnen; würden die Schauspieltruppe in ihren Papiermasken bewundern, die sich schon zu so früher Jahreszeit mit ihren Zauberkunststücken auf die Wanderung gemacht hat; sie würden jauchzende Kinder sehen, die mit bunten Blumensträußen in den Händen in diesem großen Heerlager zwischen glimmenden Feuern und brodelnden Teekesseln umherlaufen. Erst wenn sie noch hinter die Bucht fahren würden, wäre es ihnen verständlich, warum die ganze Stadt an das Flußufer übersiedelt ist. Noch bevor sie ihr Staunen über die kühne Konstruktion der neuen Brücke überwunden hätten, würden sie durch eine neue Überraschung erschüttert. Sie könnten große Wagen aus dem Schatten der Berge am rechten Ufer herausfahren sehen, die schaukelnd und mit ohrenbetäubendem Lärm geradenwegs auf das über den Fluß gespannte graue Band losfahren. Sie würden sehen, wie die flachnasigen Wagen vor einer Gruppe Menschen haltmachen, die eine Weile zögern, bevor sie sich den großen „eisernen Kühen“ zu nähern wagen, wie sie bis heute diese fahrenden Riesen nennen, für die sie bisher in ihrer Sprache noch kein angemesseneres Wort gefunden haben . . . Die Fahrer sind aus den Wagen gestiegen und nehmen lächelnd von den Kindern Blumen und weiße Zeremonienschärpen entgegen. Auch die Vertreter der Stadtverwaltung haben ihre würdige Ruhe wiedergefunden und begrüßen nach altem Brauch am Rande von Lhasa die leitenden Ingenieure und sonngebräunten Erbauer der Straße. Die Unerschrockensten — kleine Jungen, geschorene Lamas und verlegene Mädchen — treten unter Begleitung von Trompeten, Pfeifen und Becken auf den Tragflächen der ungewohnten Wagen die Fahrt in die Stadt an.

In den schmalen Gäßchen, die bis jetzt für die Yakherden und Maultier-Karawanen immer noch breit genug geschienen hatten, gab es neue Abenteuer. Besonders für jene, die ebenso ahnungslos waren wie die von uns erdachten Ruderer vom Brahmaputra-Fluß. Die Kameltreiber, Bergbewohner, Bauern, die Hirten aus den Bergen des Nordens, schon im voraus erschreckt von dem Lärm, der ihre Tiere zum Scheuen brachte, verstummten angesichts der Maschinen. Diese fuhren geradeaus auf sie los, und nirgends gab es ein Ausweichen. Als es bereits schien, daß Menschen, Tiere und die großen Wagen unaufhaltsam aufeinanderprallen müssen, gab es ein neues Wunder — den Rückwärtsgang, der bewirkte, daß die Wagen ebenso schnell hinter der Ecke verschwanden, woher sie vor kurzem hervorgekommen waren. Die Gasse war wieder frei, und man konnte wieder schnell die Yaks, Maultiere und Kamele zusammentreiben, ehe das immer noch hörbar brummende Gespenst wieder auftauchte . . .

Wie wäre es, jetzt unter den Mönchen auf dem Säulenumgang mit den dunkelroten und weißen

Sockeln zu stehen, die den verwunderten Palast Potala-gun stützen! Dieses Kloster hat sich in den letzten Jahren allzusehr daran gewöhnt, daß nichts die Ruhe seiner großen Einsiedelei stören kann, und plötzlich bewegen sich da unten geräuschvolle Schachteln, die vom Osten und Norden daherkommen — denn heute morgens wurden gleichzeitig zwei Straßen eröffnet, die nach der Hauptstadt führen. Die eine aus Si-k'ang, die andere aus Tsching-khai.

Nicht, daß die Lamas nichts über die gewundenen Serpentinaen gehört hätten, die ohne Rücksicht auf die Versuchungen der Dämonen die steilsten Berggipfel überquerten. Während der letzten drei Jahre waren in die Hauptstadt auch Berichte über Siedlungen gelangt, deren Bewohner nicht mehr an Zaubersprüche und Beschwörungen glaubten und lieber die hellen neuen Krankenhäuser aufsuchten. So ein Wandermönch, der einen Tempel oder ein Kloster besucht, ist eine lebendige Chronik und verschweigt keinesfalls, daß er Schulen gesehen hat, in denen auch Kinder von Hirten lernen, und daß über dem Urwald die Sterne der Glühbirnen leuchten. Ja, in den Dörfern, Städten, Klöstern und auch hier in Lhasa wußte man schon recht viel über die Bergstraße; doch lehrt die Erfahrung, daß die Dinge in der Nähe gesehen oft noch viel wunderbarer sind als aus der Ferne.

Weit von hier, in Europa und anderswo, träumen jetzt noch die Menschen ihren romantischen Weihnachtstraum zu Ende. Doch hier im Tal, dem die Sonne ihr leuchtendes Antlitz etwas früher zuwendet, ist bereits der 25. Dezember angebrochen. Die Berge, die das Tal umgeben, stehen zwar weiter regungslos wie Mönche in Kapuzen auf ihren Plätzen, doch die Menschen, die die Hauptstadt bewohnen, sind heute ganz anders als früher. Erregt wimmelt es in den Gassen, in denen sich bisher bloß Reiter auf ihren Pferden durch die dichte Menschenmenge geschlängelt hatten, und wo nichts den Schlaf der Hunde und Katzen gestört hatte. Jetzt durchfahren sie glänzende Automobile. Wie soll man da unverändert bleiben, wenn doch die Stadt selbst über Nacht ihren Rhythmus geändert hat. Noch vor einigen Stunden hätte man sie eine verzauberte Stadt nennen können, die keine lauterer Töne kannte als die, welche die lamaistischen Musiker ihren lärmenden Instrumenten entlockten. Noch vor einigen Stunden hatte niemand, der den süßlichen Geruch der Butterlampen oder des Weihrauchs gewohnt war, eine Ahnung von dem Duft der Mischung von Benzin und Öl.

Die ersten Autos fuhren durch Lhasa. Sie hinterließen die Abdrücke ihrer Reifen im feuchten Sand des ehemaligen Karawanenpfades. Auch solche kleine Besonderheiten wurden von den Menschen beachtet, und sie waren nur enttäuscht, wenn ihnen das abgedruckte Ornament unter den Händen zerfiel.

Neue und neue Lastautos halten bei dem ausgetrockneten kleinen See unter dem Hügel Tschagpo-ri an, auf dem wir heute morgens gestanden sind.

Ti ta . . . Ti ta . . . Ti ta . . . schreien die sonnverbrannten Männer aus den Bergen, indem sie sich um die festlich gekleideten Tänzerinnen drehen. Sie rufen und stampfen unter Schellengeklänge und dem Saitengesumm der tibetischen Mandolinen Tscha-nem. Auch eine chinesische Operntruppe ist gekommen. Saltos . . . Sprünge . . . das Krachen der hölzernen Waffen und immer neue Kaskaden von Musik . . . Die Menschen tanzen, hingerissen von dem rhythmischen Gestampfe.

— Ein ungewohntes Bild in der geheiligten Stadt. Ungewohnt und nie vorher gesehen. Ein Volksfest auf dem ausgedehnten Platz vor dem Kloster, umgrenzt von den Reihen der Automobile . . .

Die tibetischen Jungen können sich an den Bewegungen der Schutzmänner nicht sattsehen, die auf schnell erbauten runden Inselchen aus Lehm und Steinen stehen und den Verkehr regeln. Kinder jagen im Wettlauf den Autos nach, die zur „Brücke der Türkise“ fahren. Auch unter ihren mit bläulicher Keramik überdachten Pfeilern, die mit Blumen bemalt und mit alten Inschriften bedeckt sind, gleiten die hohen Leinwanddächer der Lastwagen dahin. Es ist, als hätten die Baumeister der Brücke schon im vorigen Jahrhundert gewußt, wie hoch im Jahre 1954 ein Lastauto sein wird.

„Das war ein Tag!“ wird vielleicht einmal eine Mutter im langen Pelz ihrem Kindchen erzählen, dessen schwarzes Köpfchen über den Rand des Lammfells guckt. „Noch lebhafter als ein Neujahrsfest . . .“ Und wirklich, an jenem Tage vermochte die Stadt kaum in den beruhigenden Abend und in die Stille der Nacht überzugehen. Noch lange nachdem die Haustüren geschlossen und die Lichter entzündet waren, trugen sich weitere unerhörte Dinge zu. Dort, wo auf der großen sandigen Schneise die alten Weiden wachsen, durchflog ein konzentrierter Lichtstrom die Finsternis und machte auf einer weißen Fläche halt. Das gedämpfte Geräusch der Aggregate, Musik. Plötzlich erblickten die Tibeter ein Wunder, und noch dazu ein farbiges Wunder, das in unseren Tagen bereits zur Selbstverständlichkeit geworden ist — einen Kinematograph. Ausrufe des Staunens, Erregung, Vermutungen. Nein, ein so empfängliches Publikum können die Schöpfer der heutigen Filme wohl nicht mehr finden . . . Rennende Pferde . . . eine Feuersbrunst . . . eine wilde Jagd . . . ein Wald. Die Leute können nicht stillsitzen, sie spielen mit, sie ducken sich. Eine Stimme übersetzt laut die chinesischen Worte ins Tibetische. Aus dem Dunkel kommen weitere atemlose Menschen herbei, um das wunderbare Schauspiel aus der Nähe zu sehen. In einer kurzen Pause treten einige junge Burschen bis knapp an die weiße Fläche heran, um sie und auch den Raum vor und hinter ihr zu besichtigen . . . Das Spiel der Lichter und Schatten geht weiter, begleitet von einer merkwürdigen Musik, bei welcher für die Tibeter bisher unbekannte Instrumente erklingen. Auf der geheimnisvollen Fläche erscheinen andere Menschen, in anderer Kleidung, mit anderen Gesichtern.

Die Zuschauer kommen aus dem Staunen nicht heraus. Noch lange nach dem Ende der Vorstellung tauschen die Leute ihre Vermutungen aus und bleiben auf ihren Plätzen. Heute scheint es, als könnte der Abend nicht in die Nacht übergehen, die sonst in Lhasa immer mit einem entfernten Trommeln und den düsteren Tönen der Muschelhörner zu beginnen pflegte. Im Dunkel brannten die Feueropfer auf den Hügeln, und nur das dumpfe Rauschen des Flusses war zu hören.

Die heutige Nacht brachte andere Lichter — die Reflektoren der Autos flammten unter den dunklen Bergen auf. Und von neuem liefen die Leute auf ihre flachen Dächer hinauf, als die Lichtkegel über die weißen Häusermauern irrten und auf den schwarzen Fensterrahmen schimmerten. Rotglühende Schlußlichter tanzten in die Finsternis davon — die Motoren verstummten in der Ferne . . . Die ersten Automobile hatten Lhasa erreicht . . .

Lha — bedeutet im Tibetischen „Gott“, sa „Land“. Das „Land Gottes“ — Lhasa, liegt an einem Nebenfluß des Brahmaputra in einer Höhe von 11.600 Fuß und ist die verbotene Stadt des unzugänglichen Landes, dessen einzige Verbindung mit der Welt die Hochgebirgspfade der Karawanen bilden . . . So oder ähnlich stand es im Atlas, im Lexikon und in den Lehrbüchern geschrieben.

Wie oft korrigiert die neue Wirklichkeit die alte Bücherweisheit . . .



ABSCHIED VON TIBET

In diesem letzten Kapitel unseres Geleitwortes verabschieden wir uns auch von dir, lieber Leser, der du uns geduldig vom Gasthaus „Zur ewigen Aussöhnung“ auf unseren Wegen durch Tibet begleitet hast. In unseren Reisetagebüchern haben wir gewöhnlich zum Datum des Tages auch die Jahreszahl hinzugeschrieben. Zuerst 1953, dann 1954, und jetzt hat sogar die Fünf bereits die Vier ersetzt. Es ist also in den ersten Monaten des Jahres 1955 schon wirklich an der Zeit, den feinen Sand der um die Straße nach Schigatse liegenden Plateaus von den Schuhen zu schütteln und die unruhigen Kamele, die auf dem starken Gebiß keinen Zaum dulden, weiter ihrer Wege gehen zu lassen. Es ist an der Zeit, das sonngebleichte Zelt zusammenzurollen, die Kameras, das Magnetophon, die Batterien und all diese Geräte für die Rückreise einzupacken; noch einigemal zur Erinnerung auf den Zeiger des Exosimeters zu schauen, der in diesen Höhenlagen mit starker Belichtung oft hartnäckig auf der letzten Ziffer stehen blieb — denn auf festem Boden werden wir wohl nicht so bald wieder dem Himmel so nahe sein . . .

Ein Weilchen noch bei den Mani-Steinen haltmachen, um zum letzten Mal die ewigen Varianten der eingemeißelten Inschriften „Om mani padme hum“ mit den Augen zu überfliegen . . . Ein wenig auf dem Berggipfel in der Nähe der Grabmäler stehenbleiben, wo der kalte Wind in den bedruckten Gebetfahnen an den Pilgerstäben blättert . . .

Den Nacken des Braunen und Grauen abklopfen, auf deren mit bunten Teppichen unterlegten Holzsätteln vielleicht schon morgen jemand anderer sitzen wird; in eines der Hirtenzelte blicken, wo sich die Familie um den Lehmherd versammelt, und wo die schwarzen Decken von Rauch und dem Geruch der zerlassenen Butter vollgesogen sind; über den Balken mit den ausgehöhlten Stufen auf das flache Dach eines tibetischen Häuschens klettern, um sich im Schatten der Opfersteine ein paar Tsamba-Kügelchen zur Erinnerung zu kneten; endgültig von den Freunden Abschied nehmen und ihnen den weißen k'a-dag reichen, ehe wir die lange Rückreise antreten.

Noch haben wir einige Abende mit ihren purpurnen Dunstschleiern vor uns, noch einigemal werden wir die Sonne über den weißen Gipfeln aufgehen sehen . . . Die Berge — ihr tibetischen Berge, von euch wird uns der Abschied besonders schwer . . . Auch wenn es so schwierig ist, die smaragdschimmernden Gletscher oder glatten Felswände zu beschreiben, die wie mächtige Wasserfälle ins Tal stürzen, und wenn man die wirklichen Wasserfälle wiederum mit nichts anderem vergleichen kann; wenn ihr tibetischen Bergriesen auch euer rauhes Antlitz nur so sparsam zeigt und es immer wieder in Nebelschleier hüllt — gehören doch die Augenblicke, in denen die Sonne eure Unantastbarkeit necken will und all die Wolkenvorhänge lüftet — zu den größten Erlebnissen im Leben . . .

Ist es denn sonstwo möglich, eine Landschaft zu durchwandern, die unmittelbar vom Mond auf die Erde herabgeflogen ist, um hinter der nächsten Wegbiegung auf neue Gipfel zu stoßen, die

jedoch wieder ganz anders aussehen als Gipfel einer Mondlandschaft — Berge und Hügel, ganz in Moos, Unterholz und uralte Wälder gehüllt. Berge, die ihre silberdurchwirkten und von ewigem Schnee weißen Häupter im Spiegel der durchsichtig klaren Seen betrachten, in denen Scharen phosphoreszierender Fische wie lange Schatten umherschwimmen . . . Ruhe herrscht über den Gewässern, Bergströmen, Quellen und Quellchen, die den tibetischen Bergen entspringen, doch tragen sie auch das Vermächtnis ihrer Geburt in sich, Rauheit, Kraft und Schönheit . . .

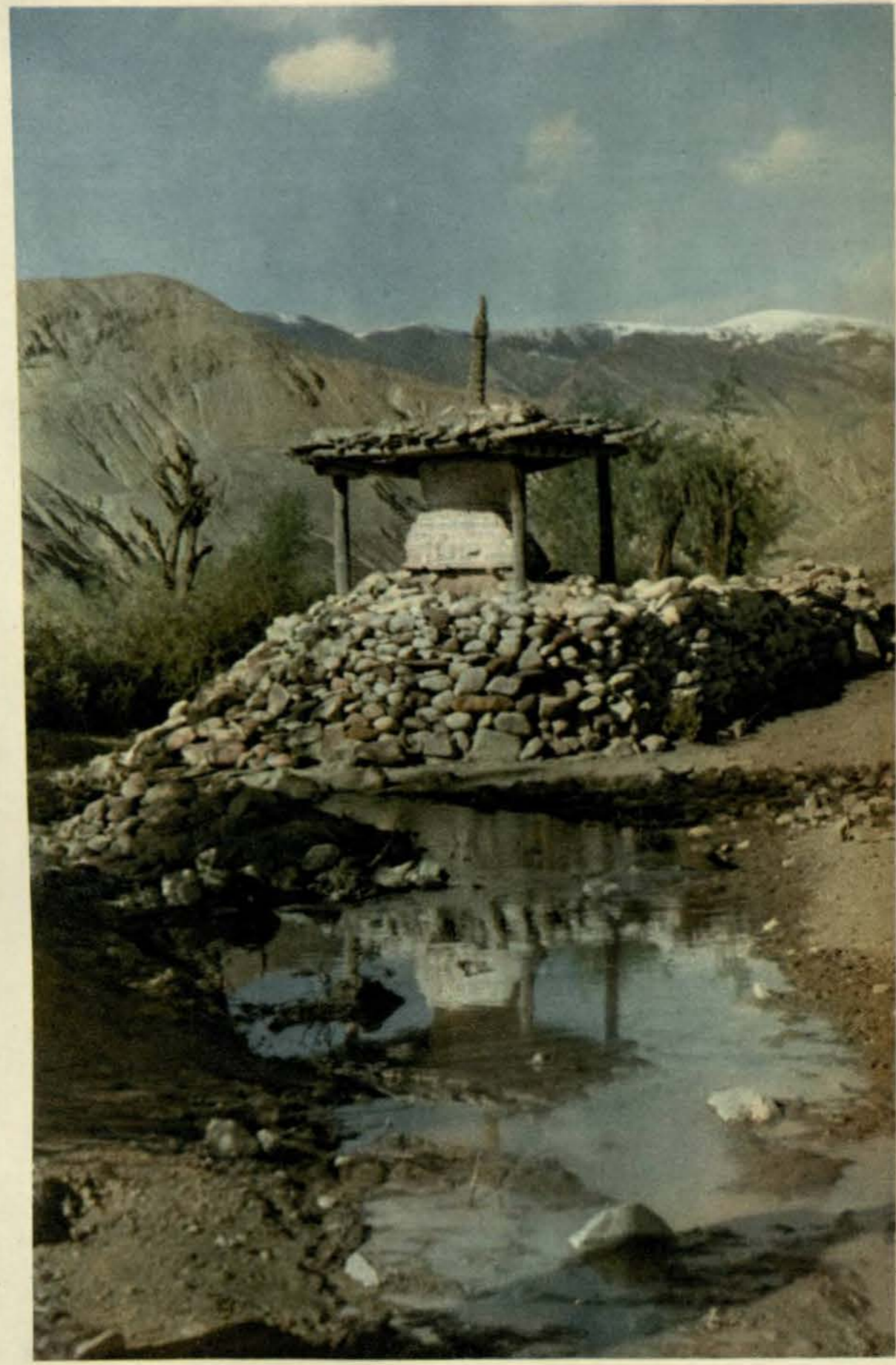
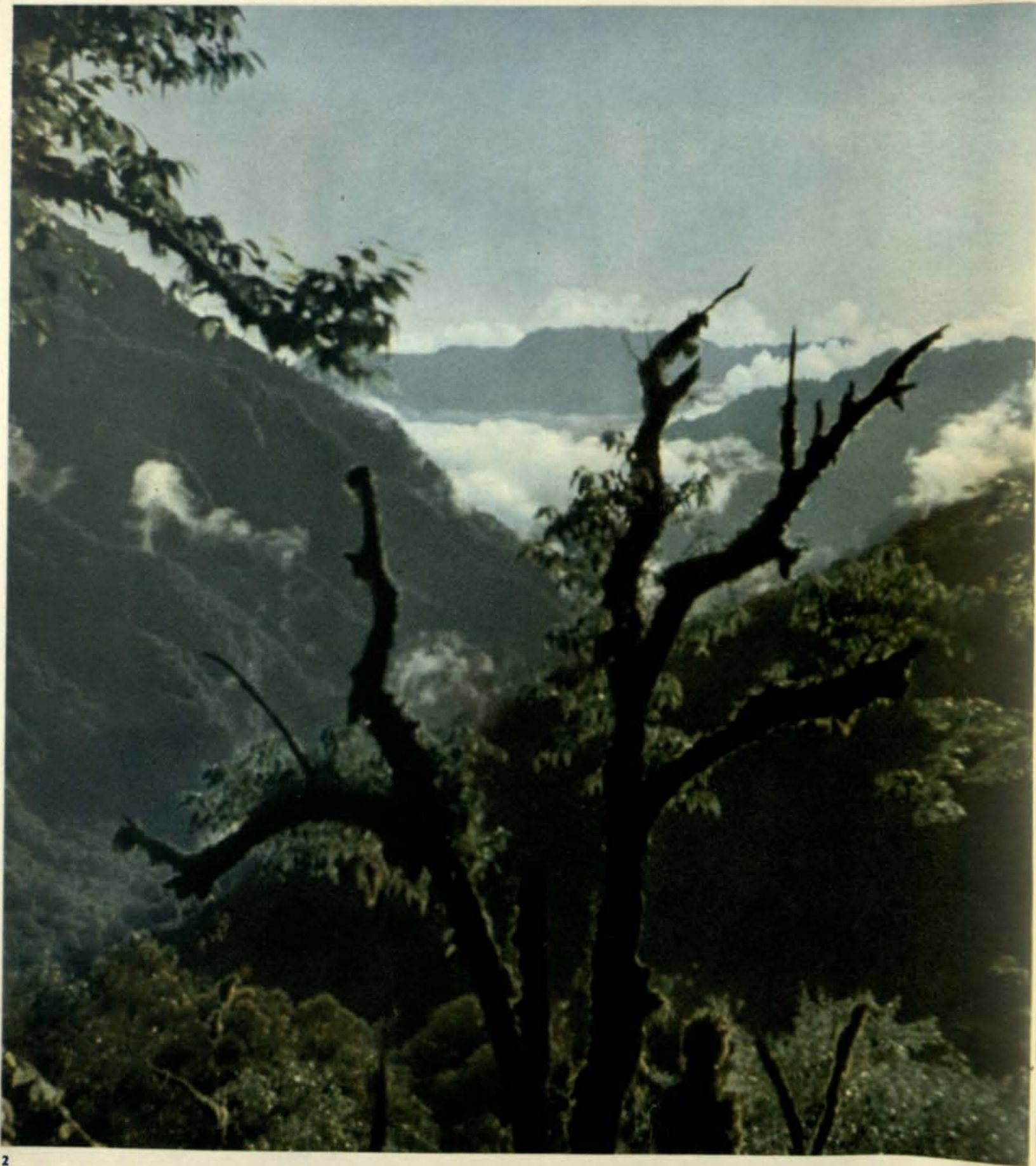
So sind auch die Menschen, die hier wachsen und leben.

Laßt uns noch zum letzten Mal die sonngebräunten Bergbewohner aufsuchen, die seltene Heilkräuter in die Austauschstation gebracht haben. Bleiben wir noch ein Weilchen mit einem der jungen Jäger vor dem Auslagfenster stehen, wo all die Herrlichkeiten zur Schau gestellt sind, die man gegen wertvolles Geweihmark oder teuren Moschus austauschen kann. Gehen wir noch einmal zur meteorologischen Station, welche die Tibeter so gern besuchen, um die niegesehenen Instrumente zu besichtigen. Steigen wir noch einmal auf den Hang zur neuen Schule unter dem altertümlichen Lamakloster hinauf, um die kleine Scho-ni-ts' zu finden, die uns die ersten tibetischen Worte lehrte . . . Gewiß wird uns wieder nicht das richtige Abschiedswort einfallen. Nur gut, daß in Tibet oft ein vielsagendes Lächeln genügt. Diesem Lächeln sind wir in dem großen, herrlichen Land so oft begegnet, daß es undenkbar wäre, es nicht im Herzen und in der Erinnerung mitzunehmen. Mit diesem Lächeln drücken die Menschen hier nicht nur ihre Freude über die neue Freundschaft aus, sondern es enthält auch den Glauben an gute künftige Tage — unter den höchsten Bergen der Welt.

In dem Lächeln liegt mehr, als Worte sagen können.









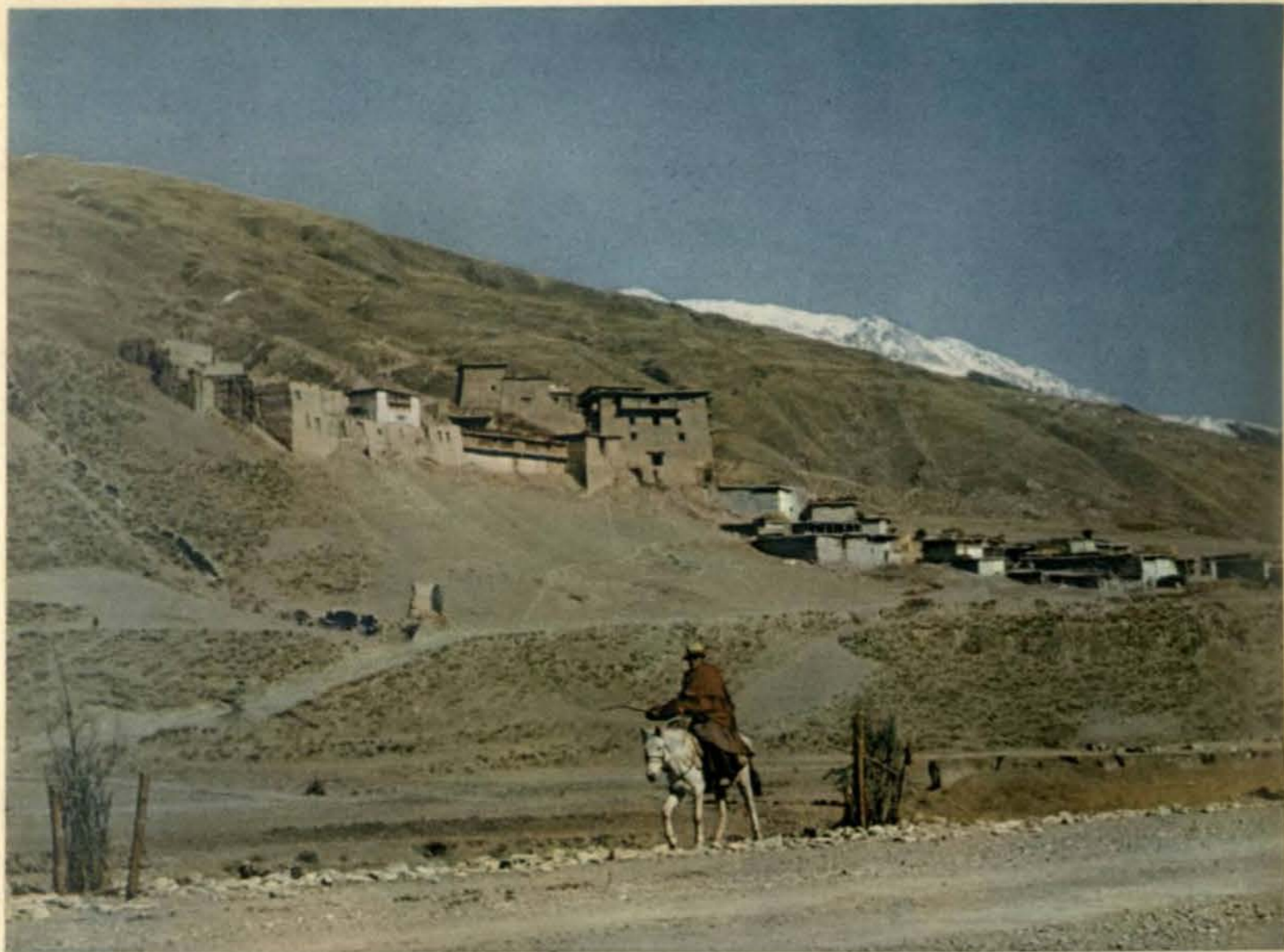








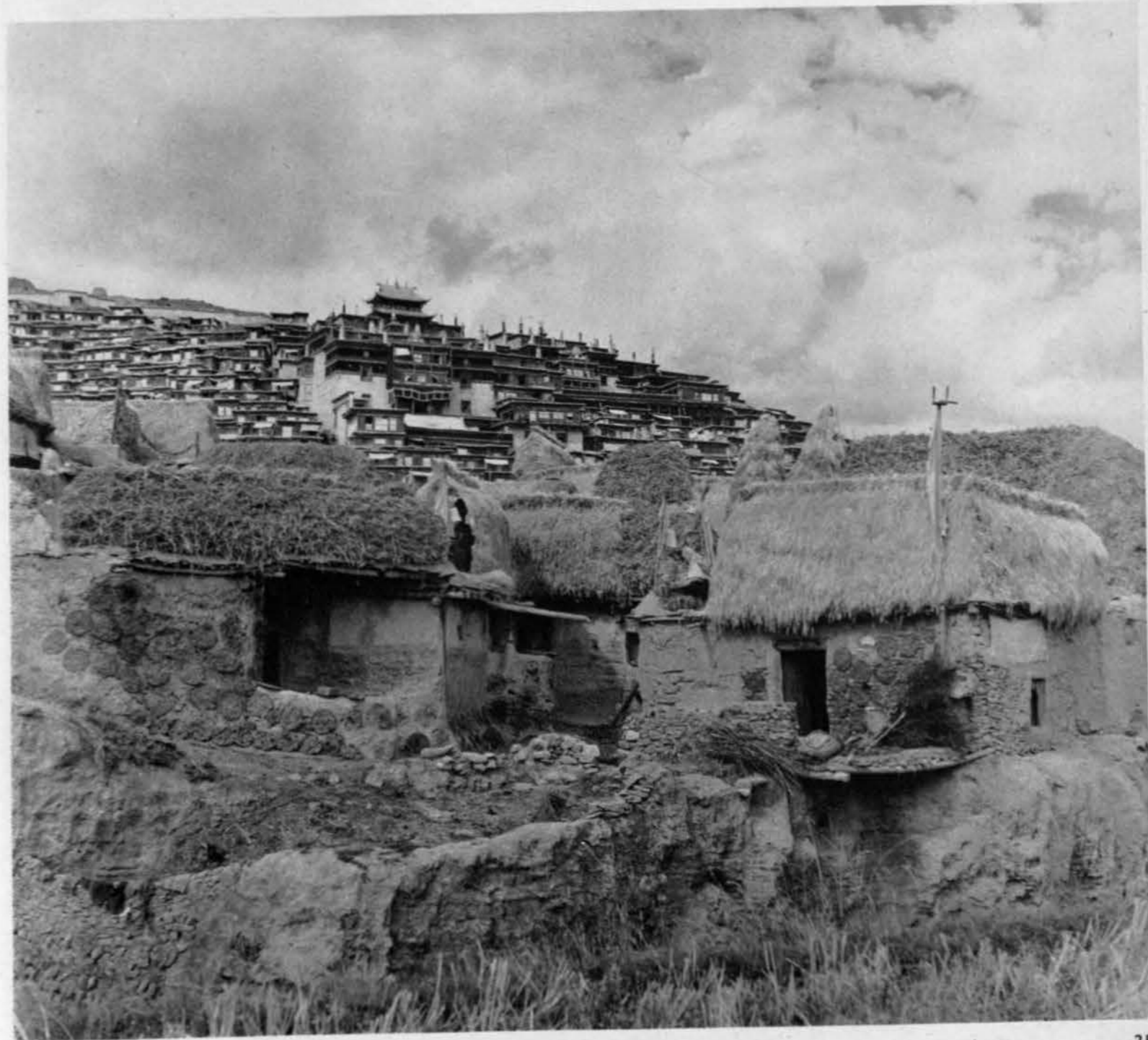


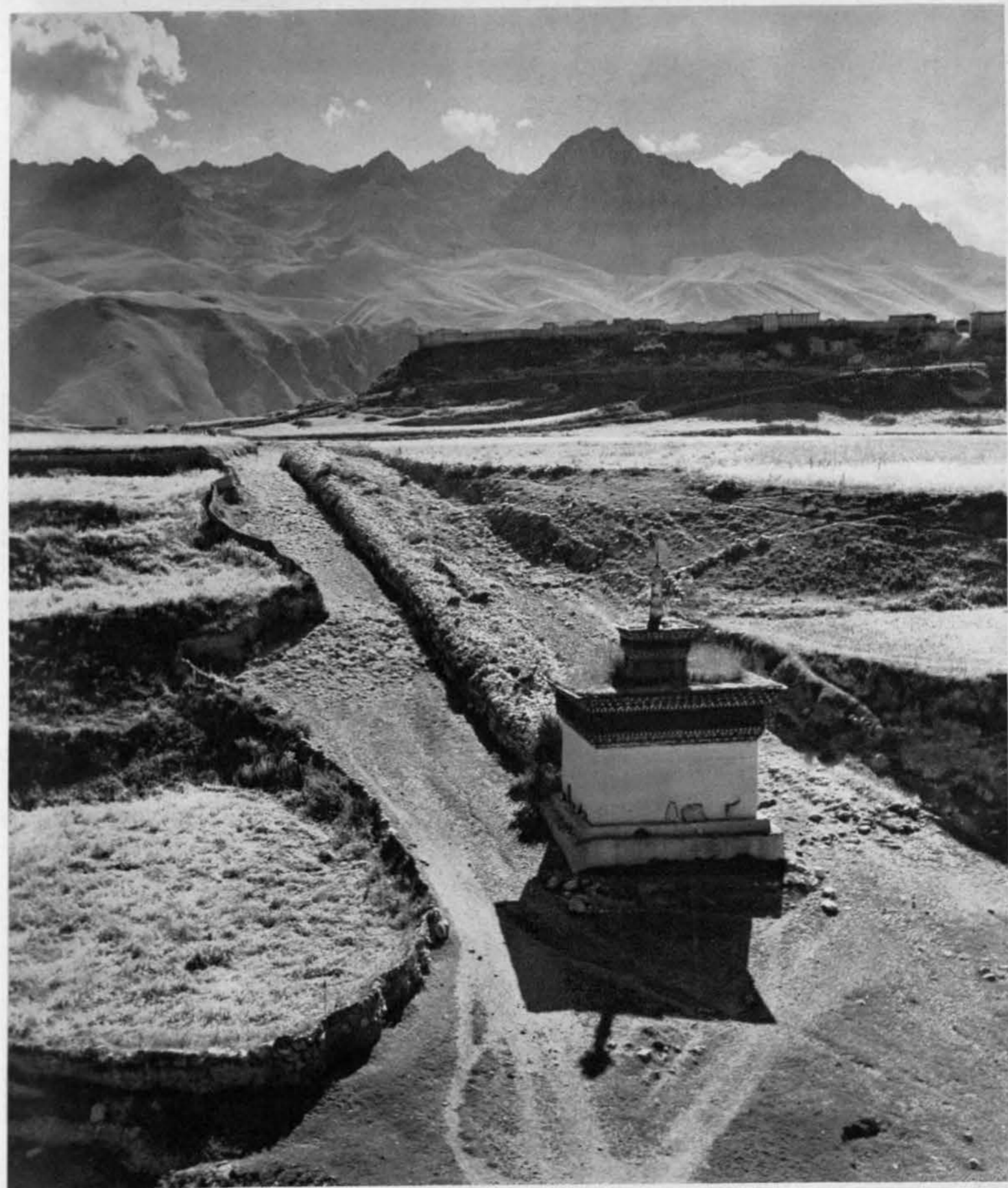
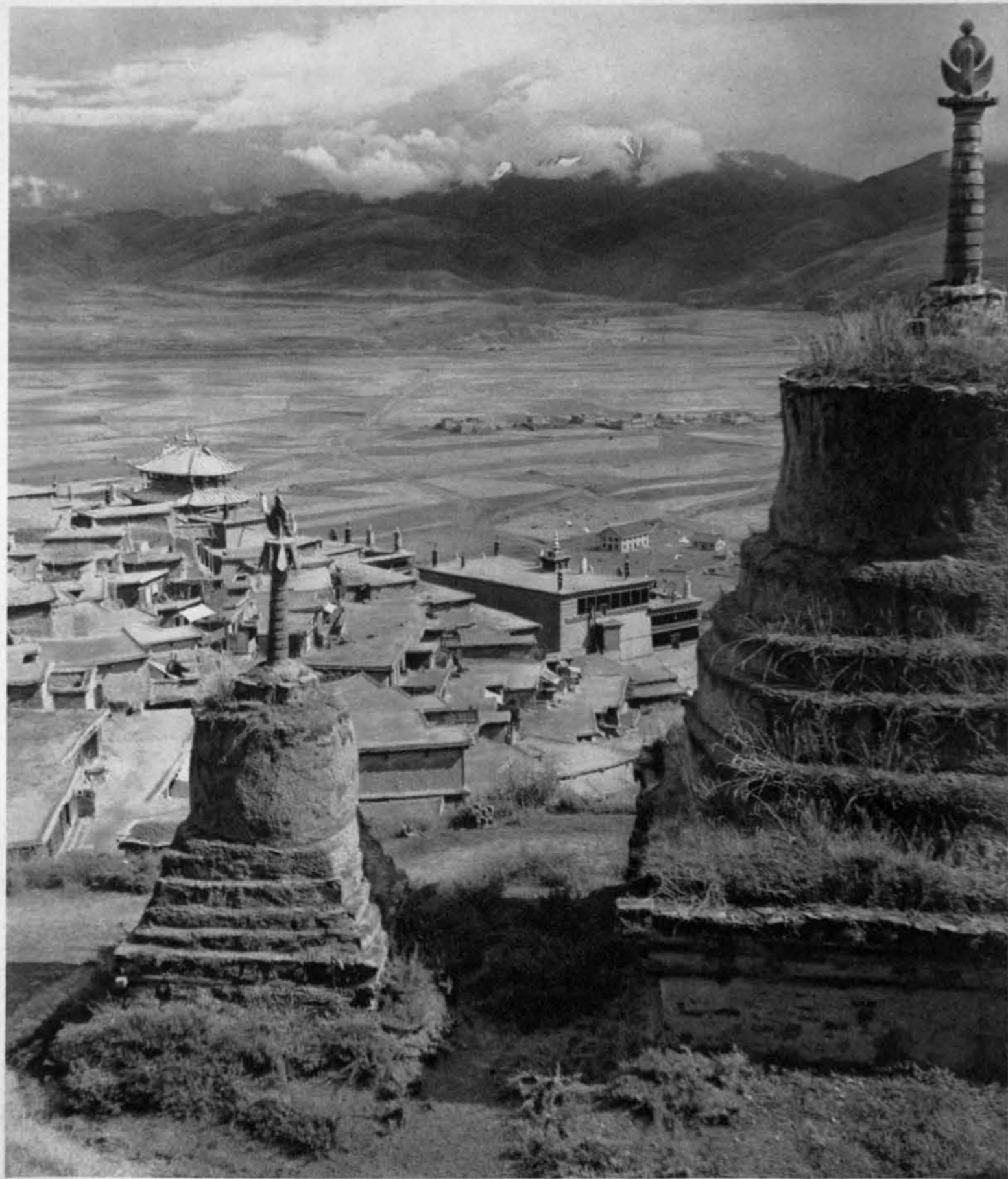








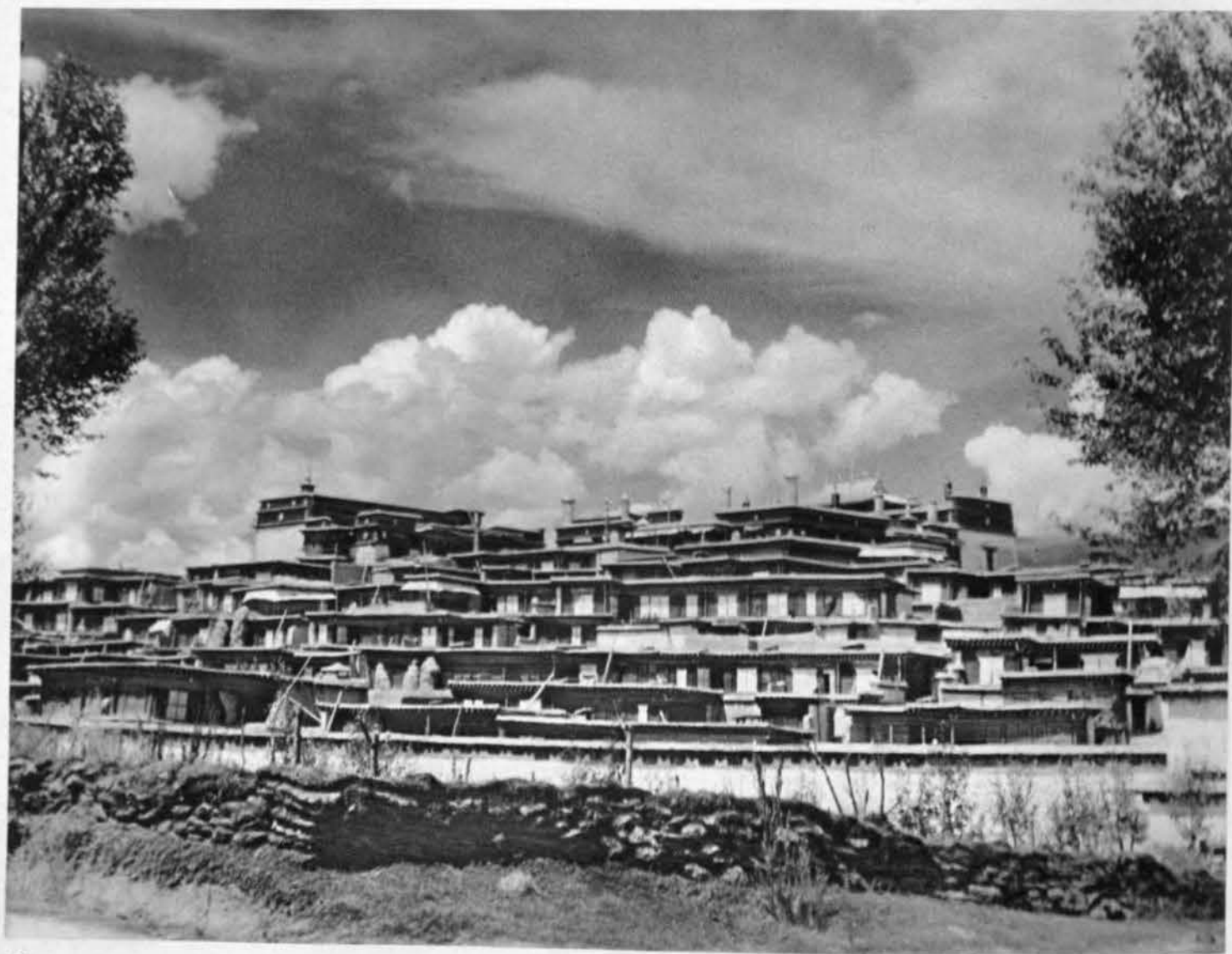




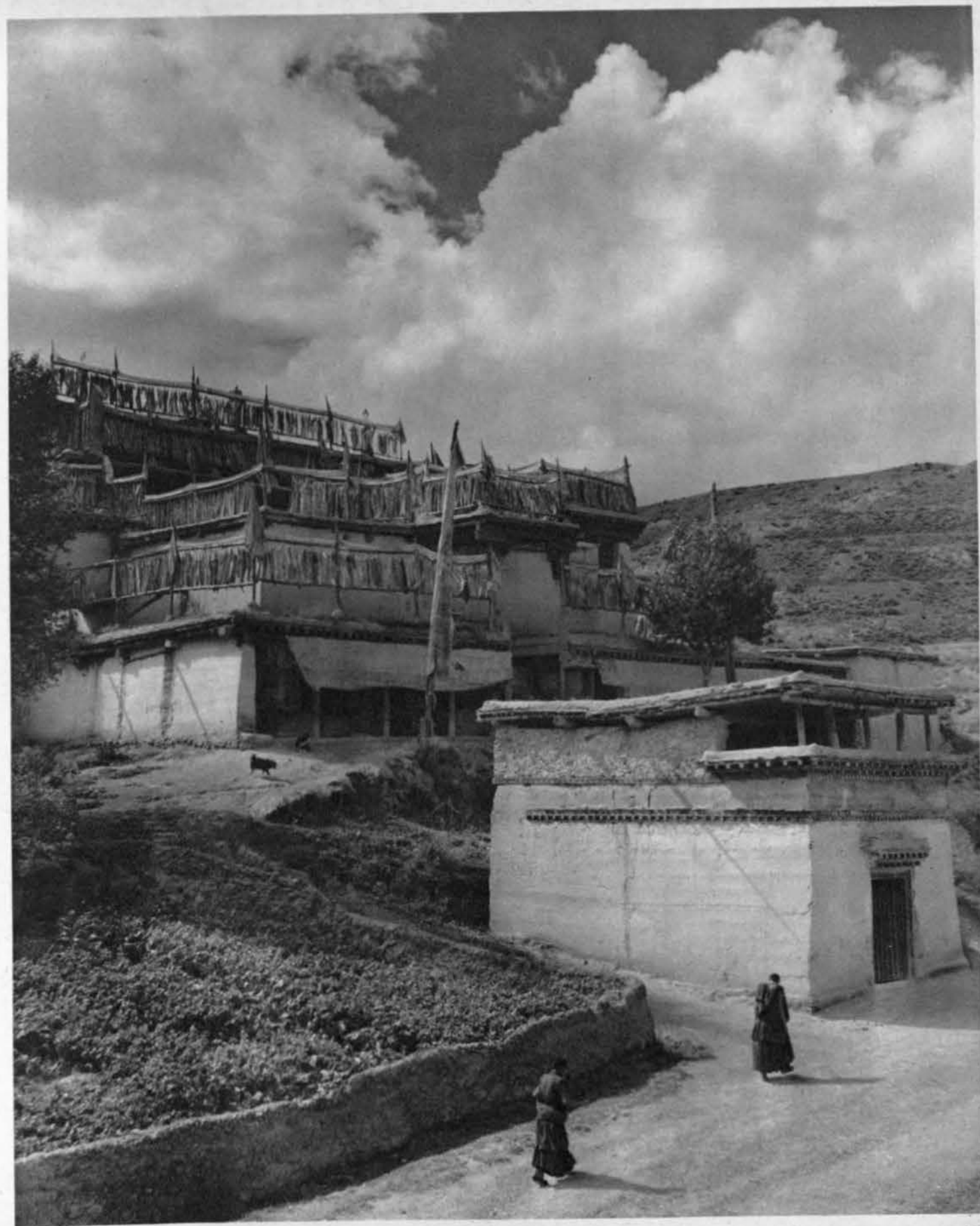




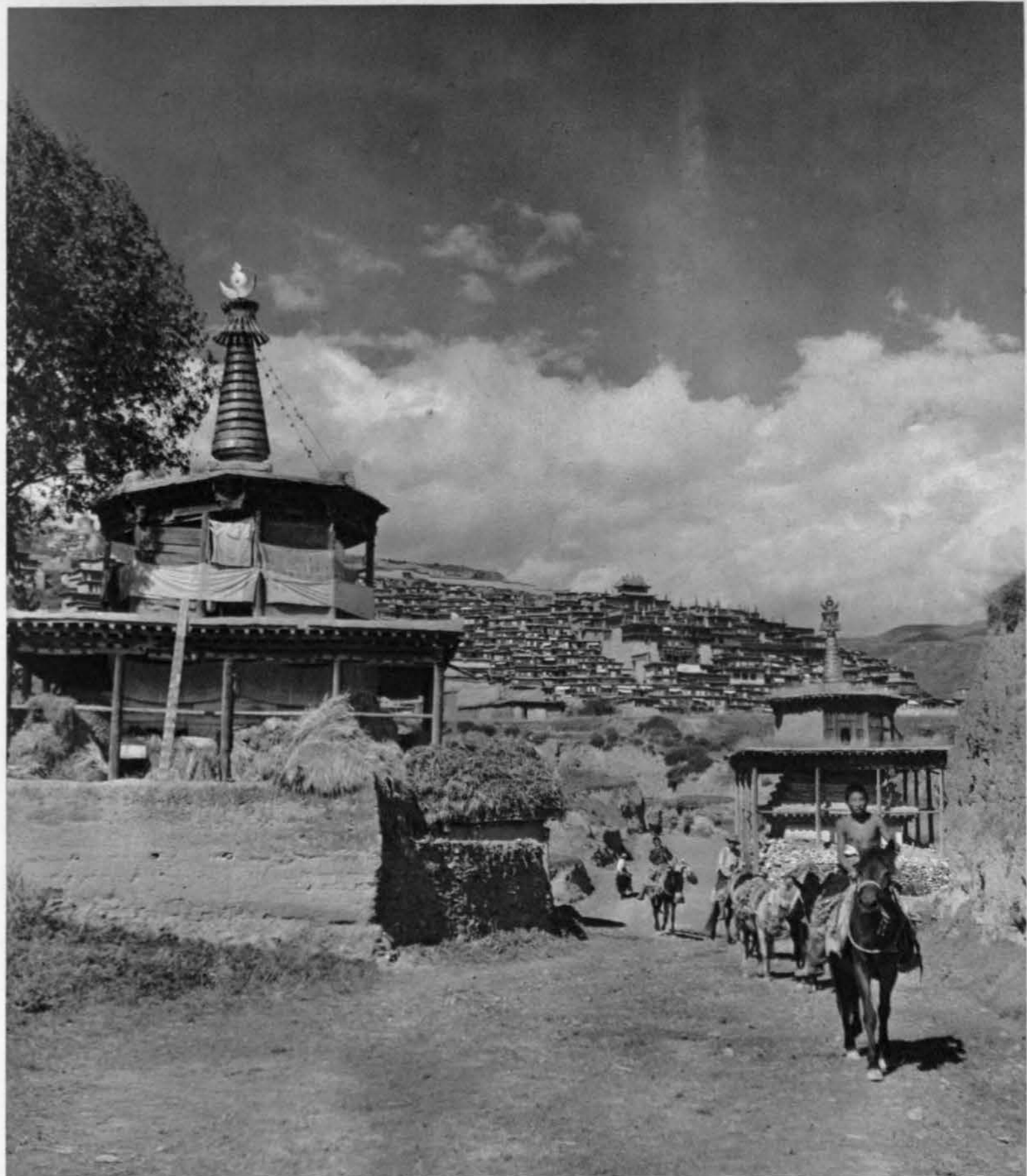
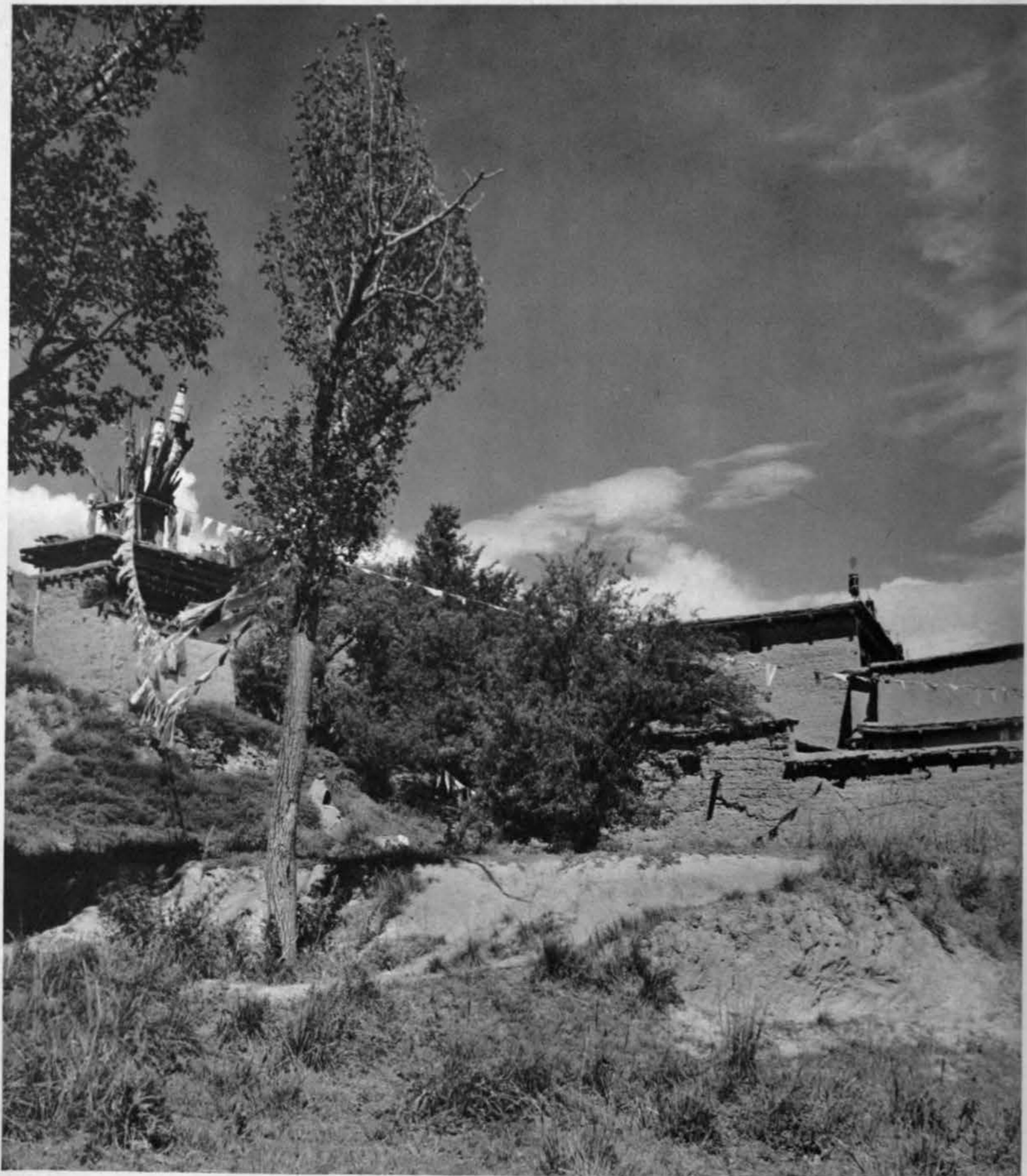




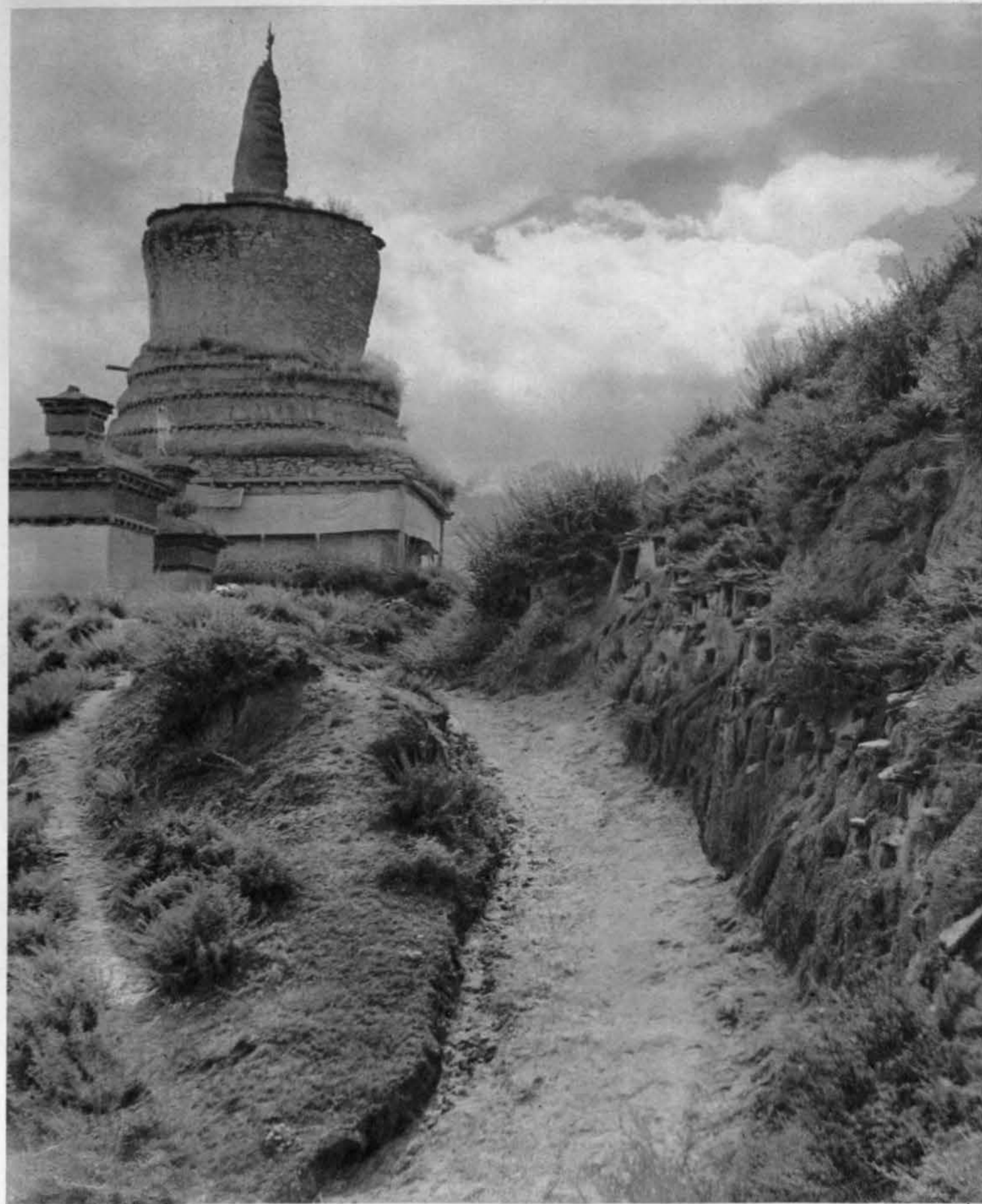
36

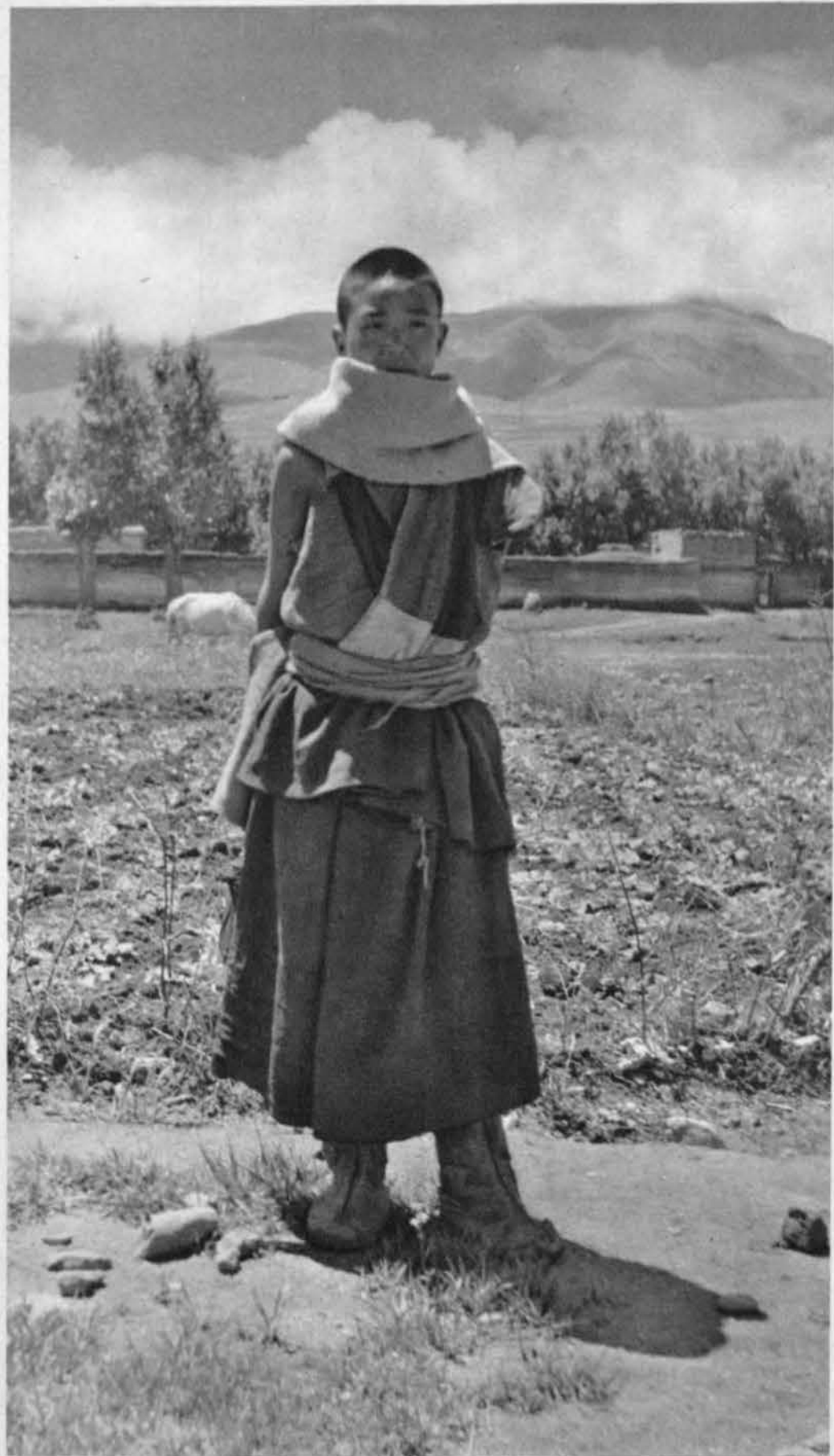


37









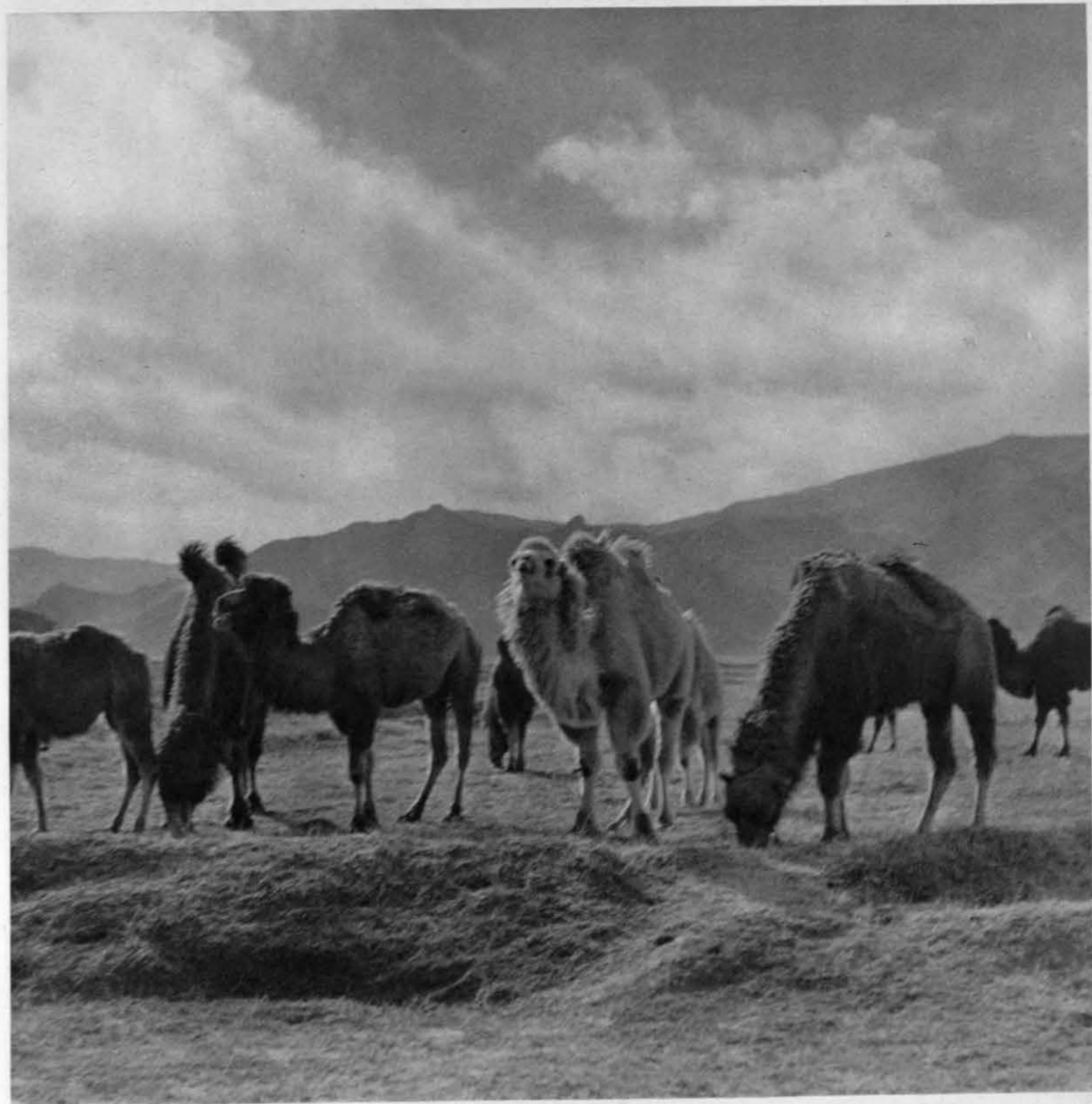


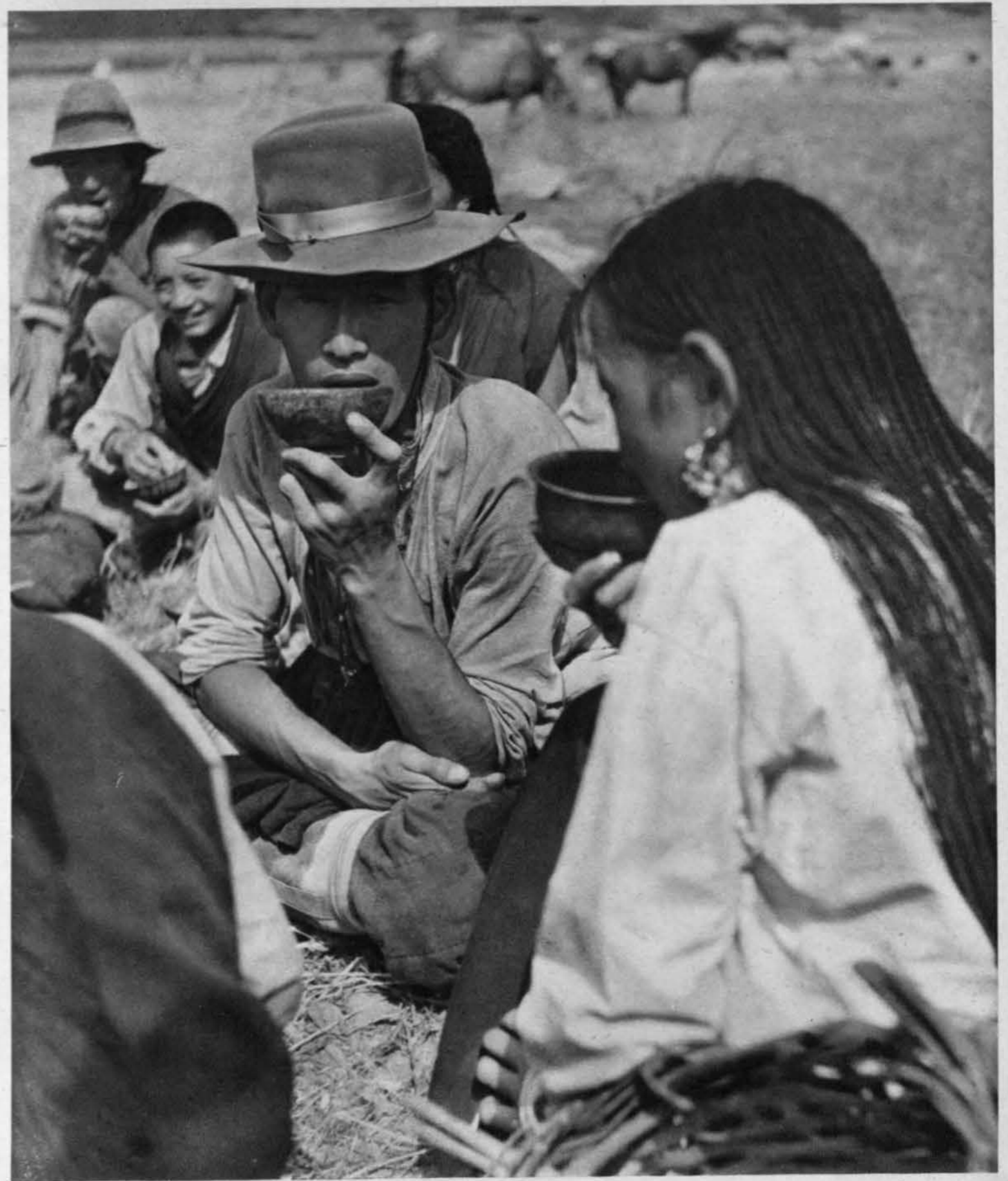
46

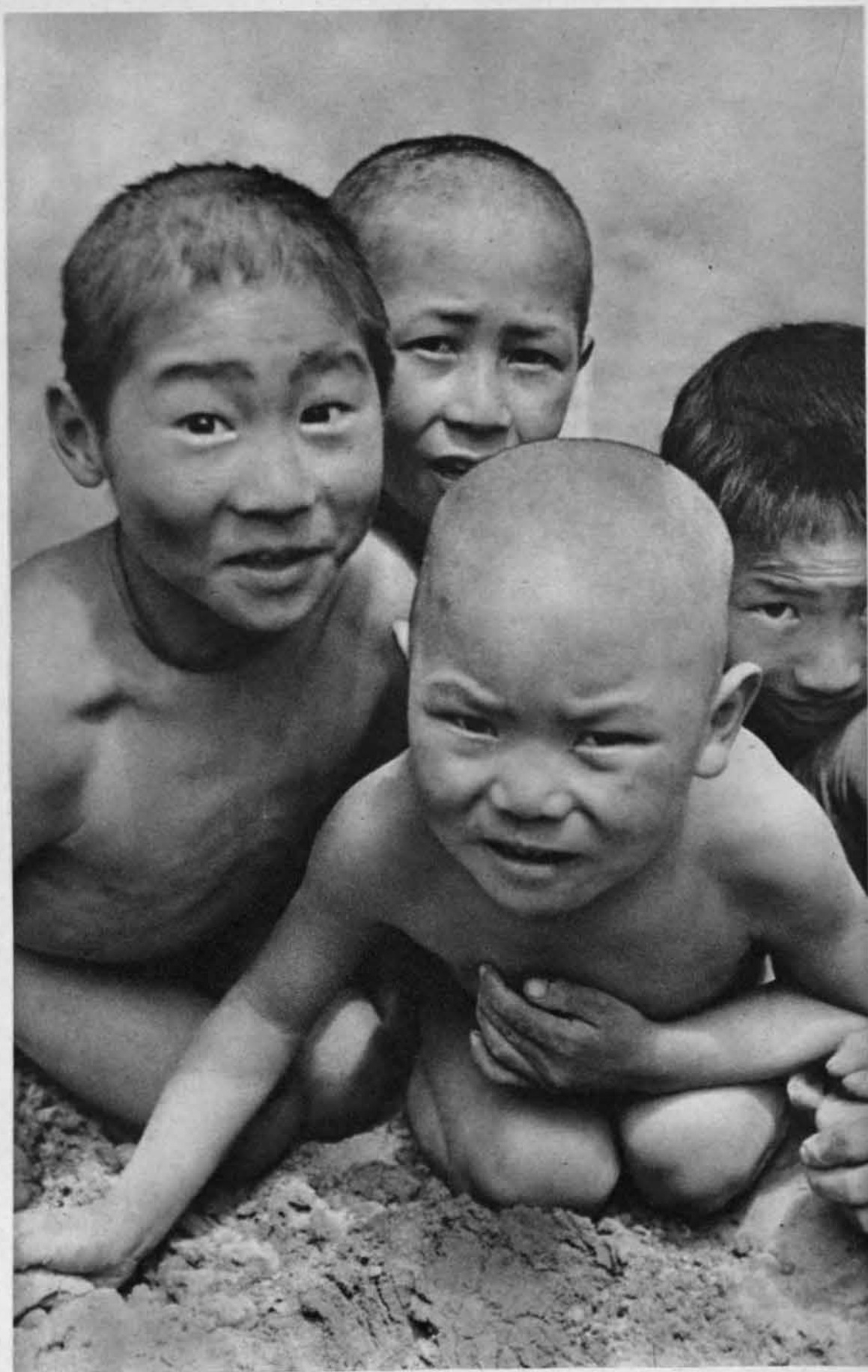
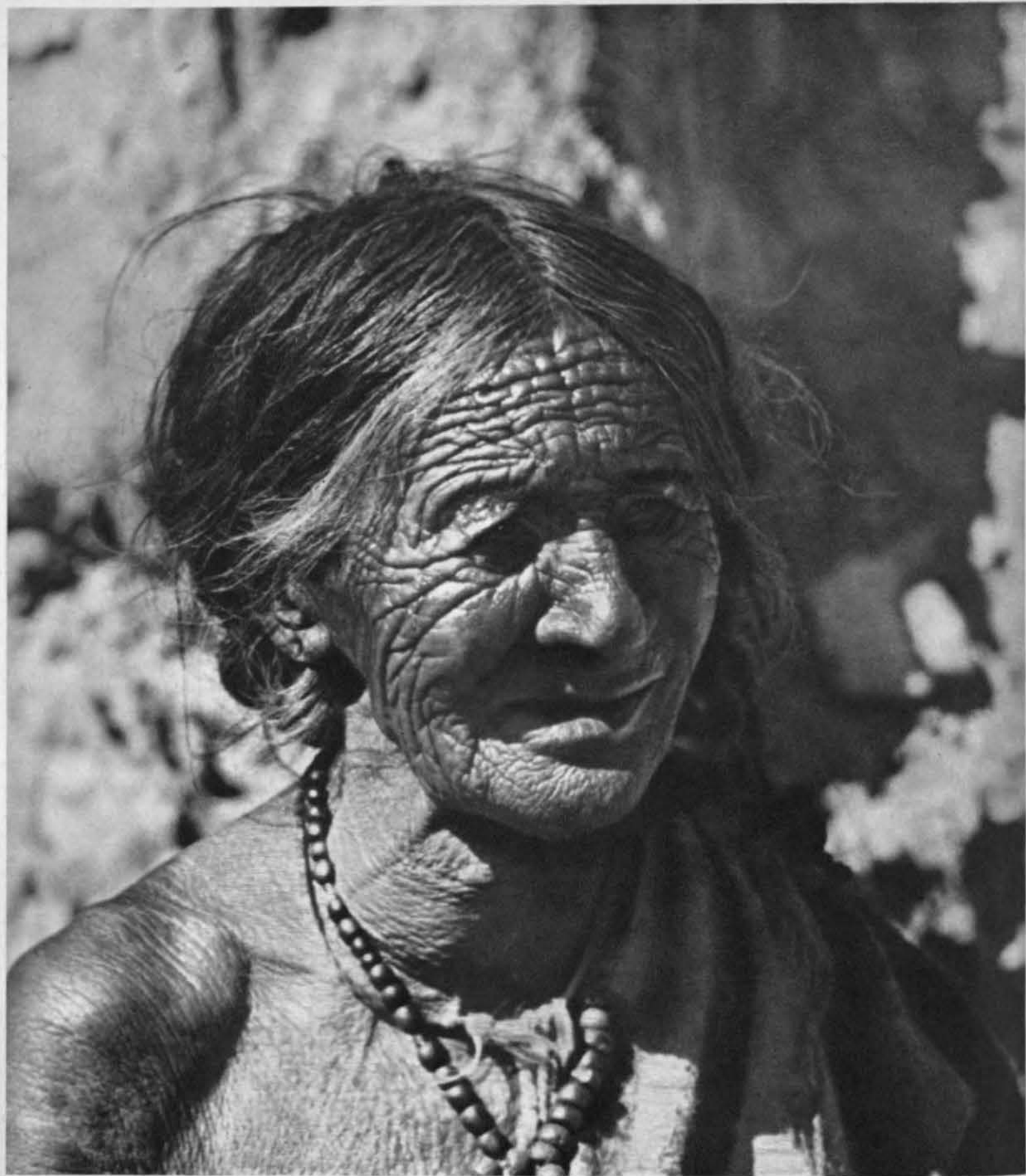


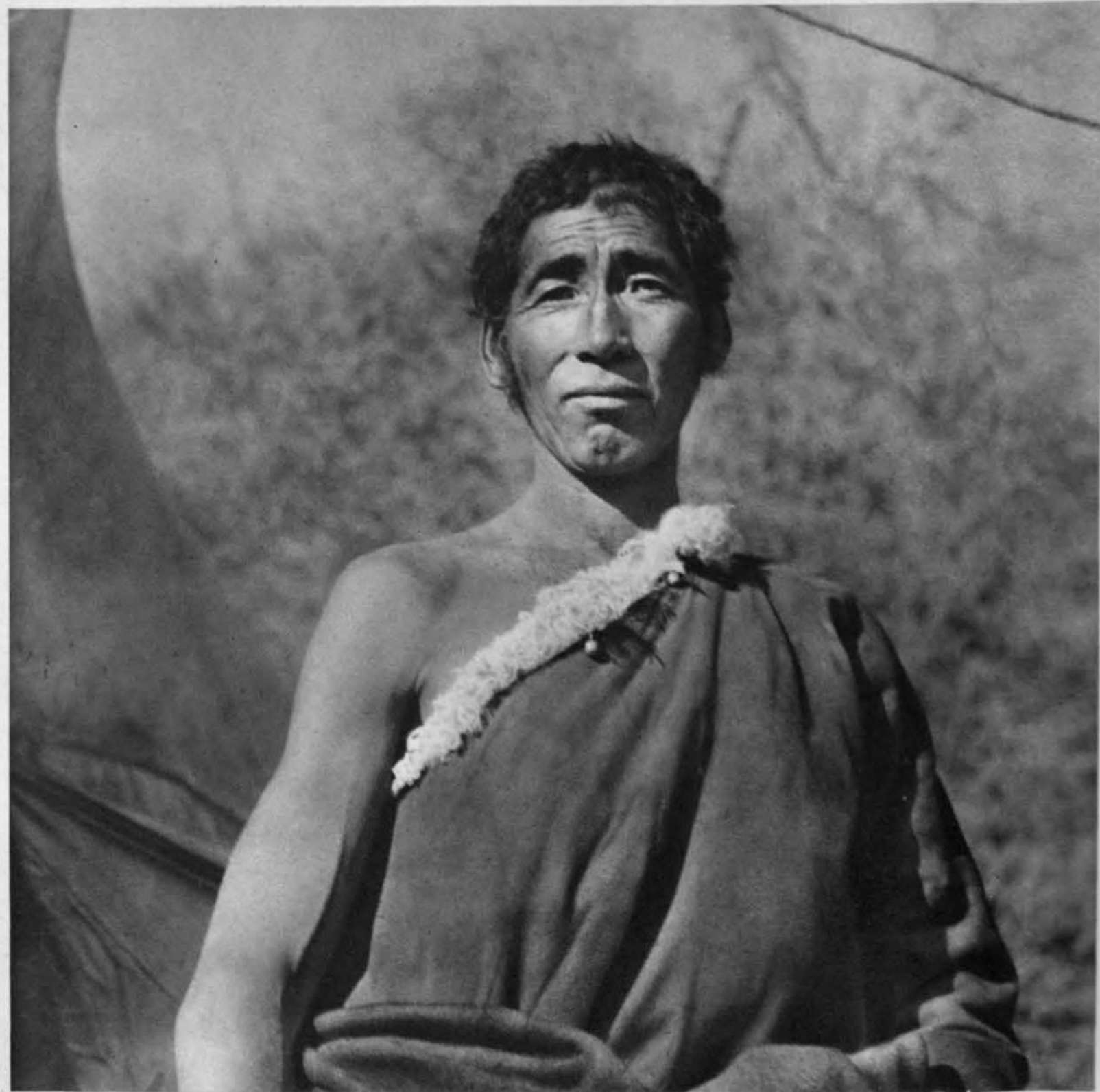
47

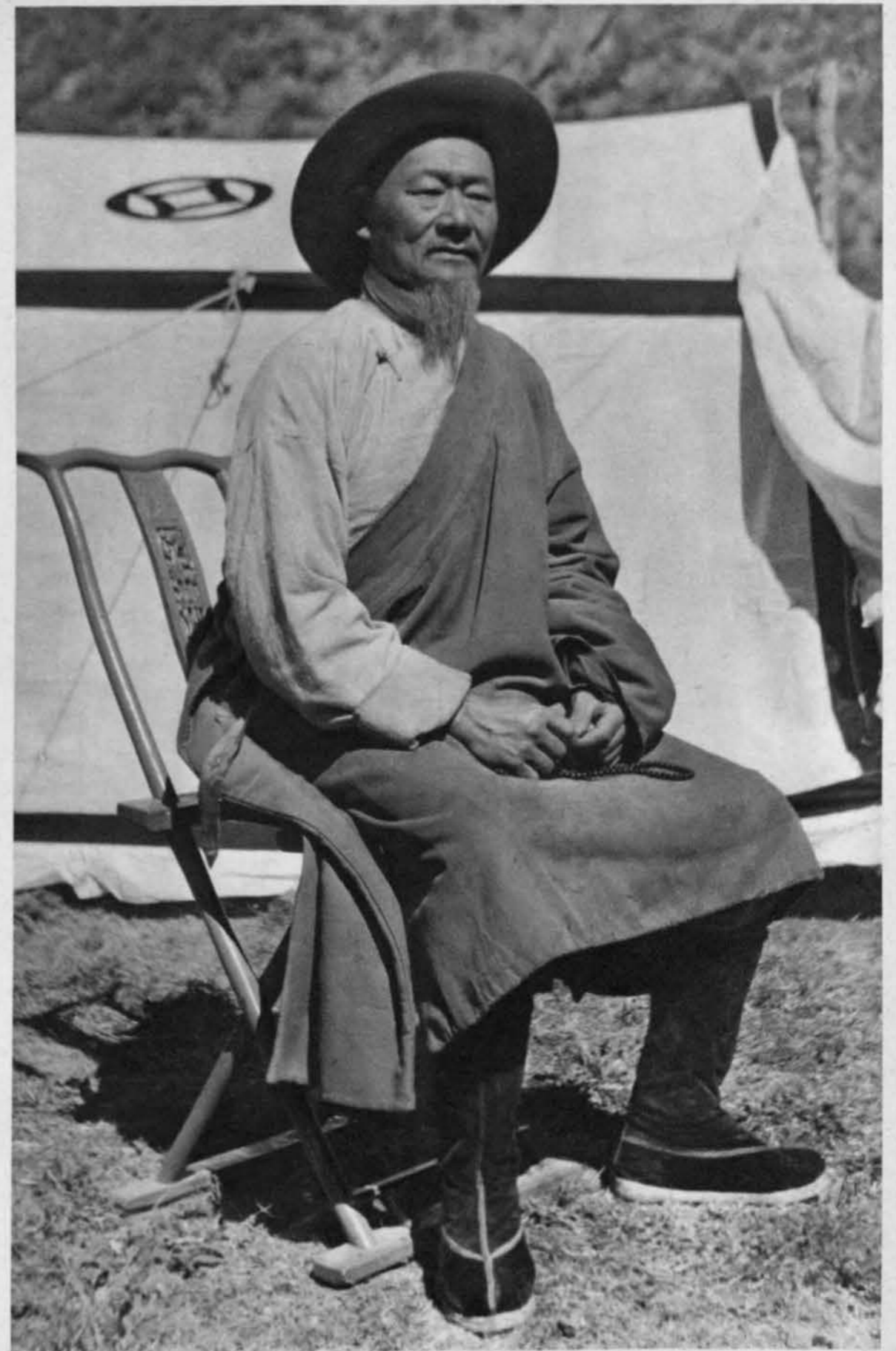
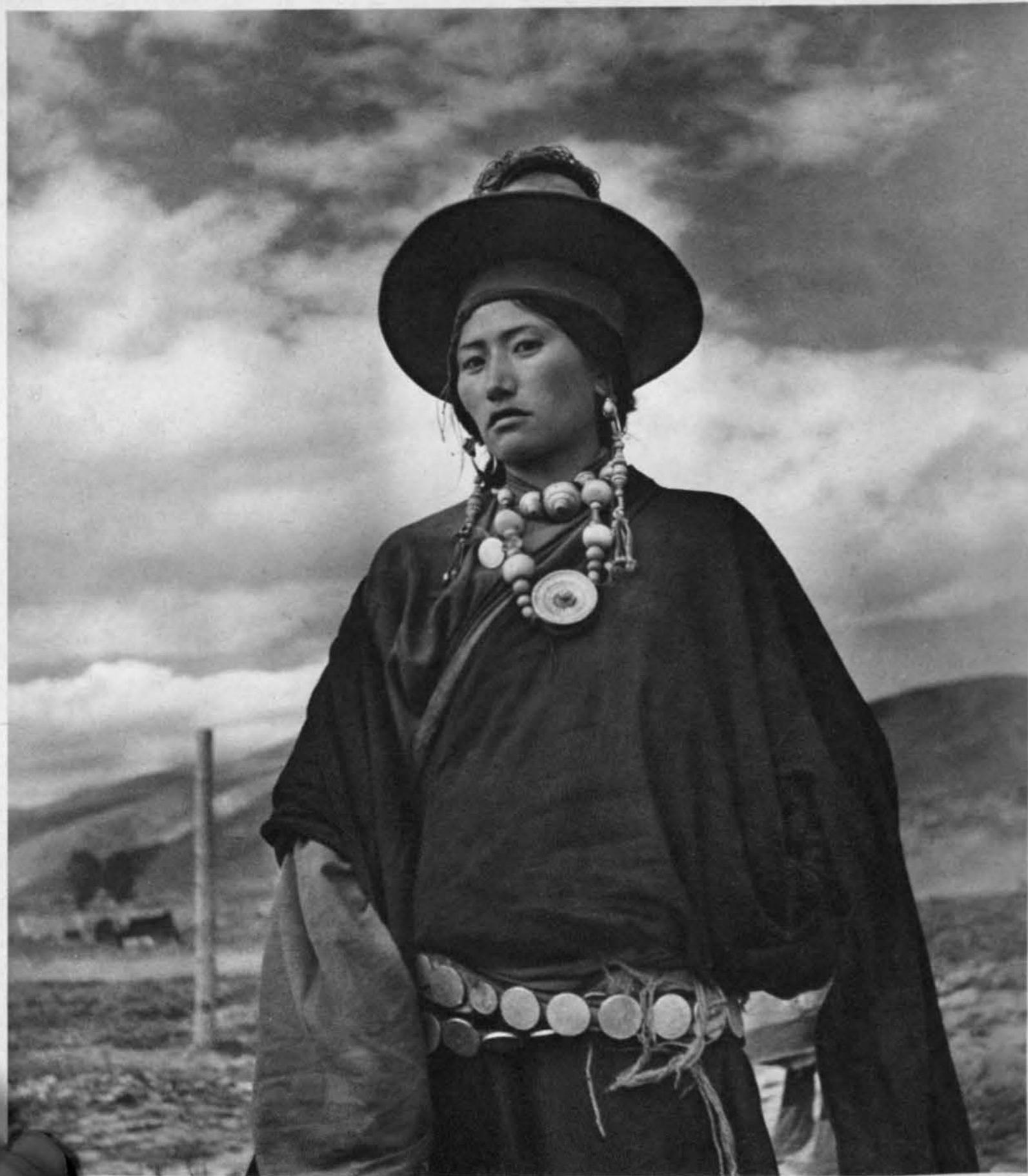


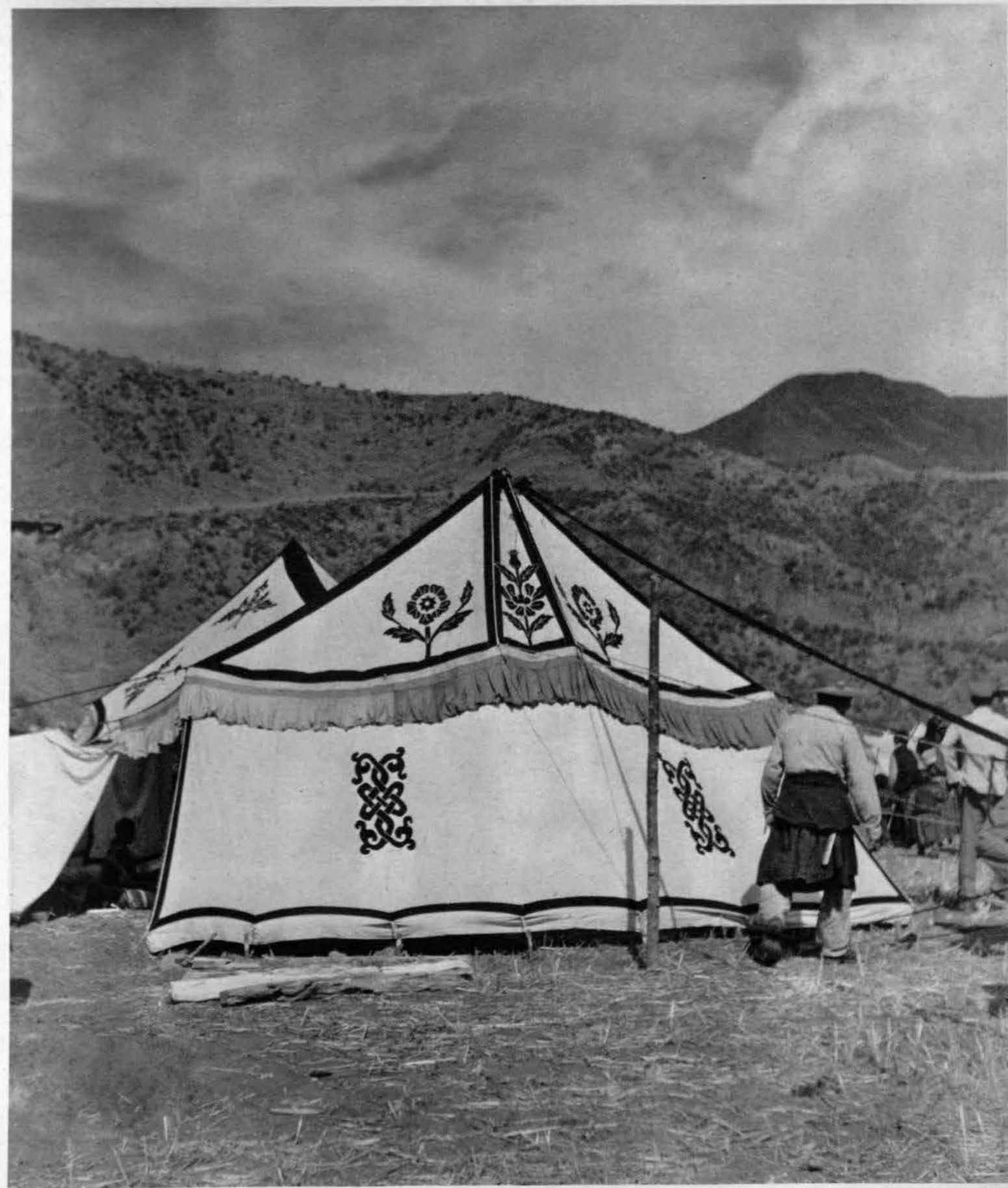
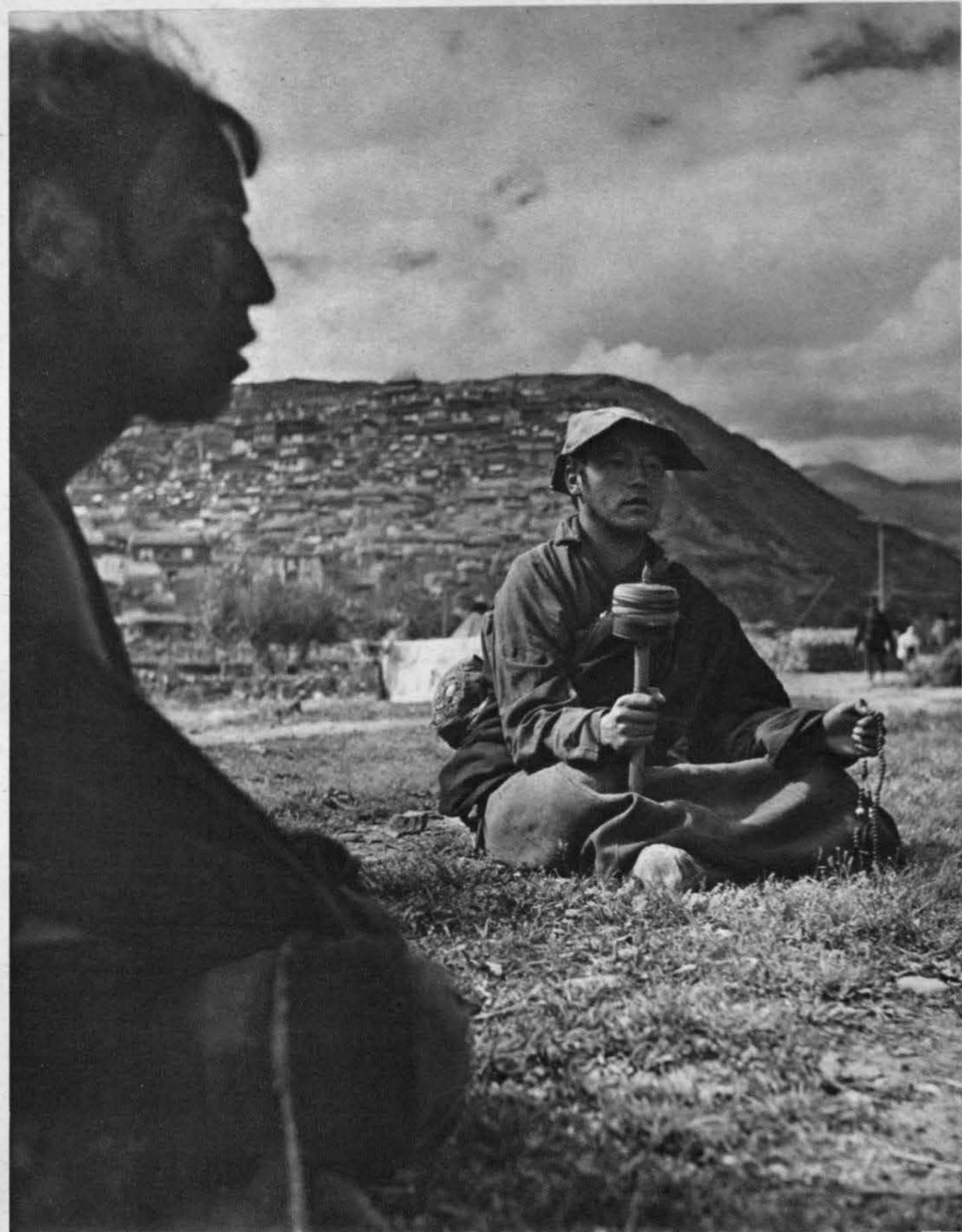


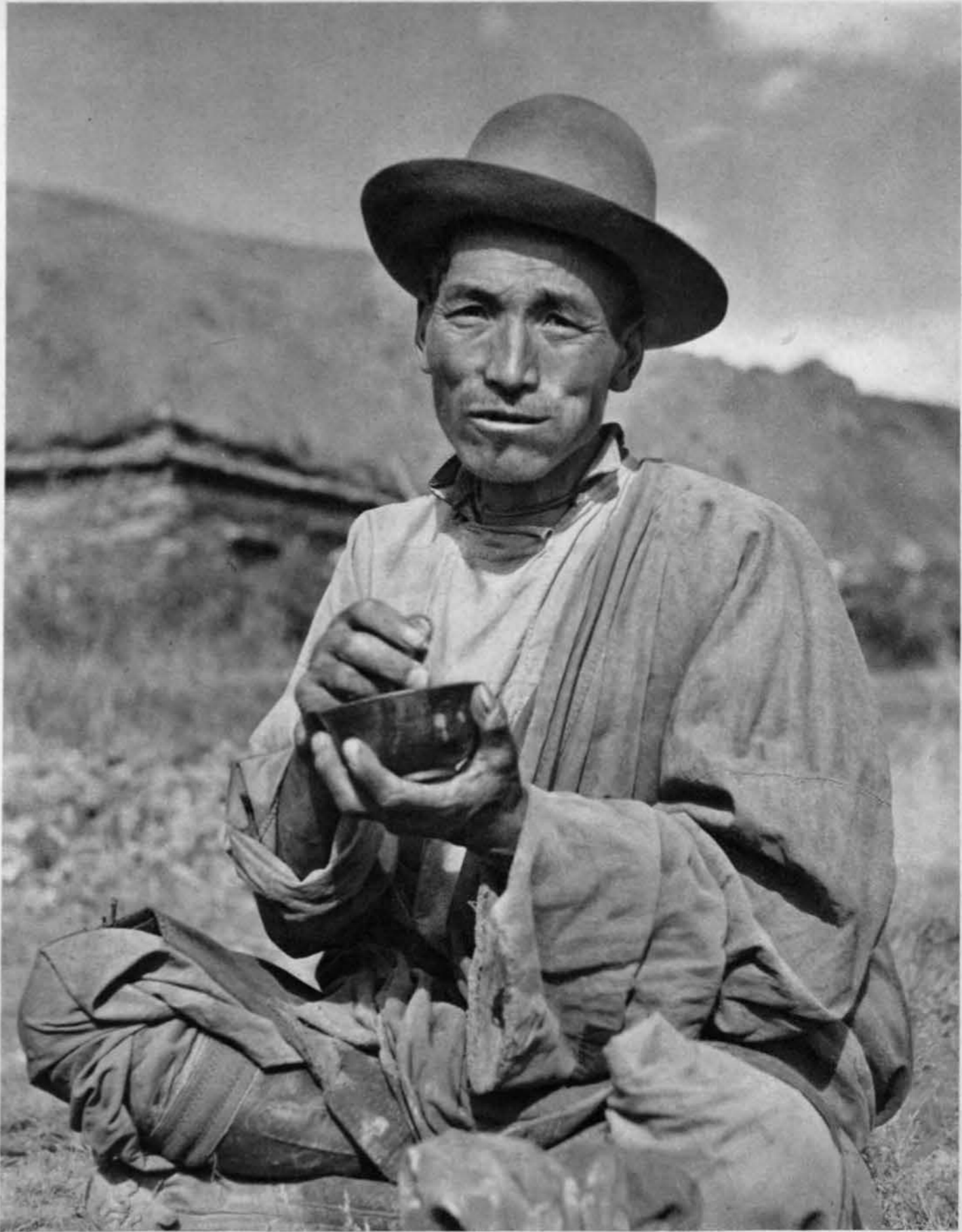


















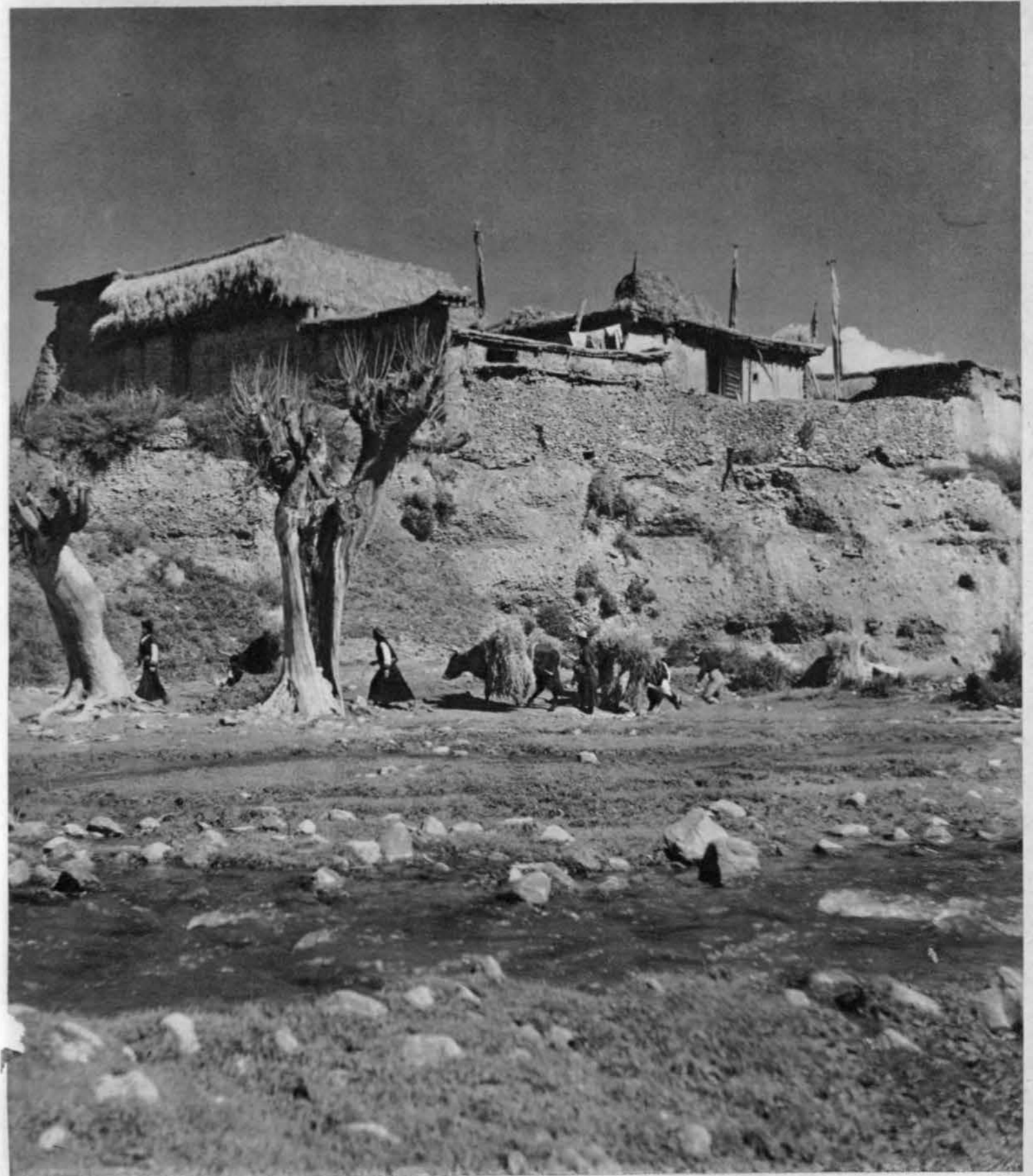


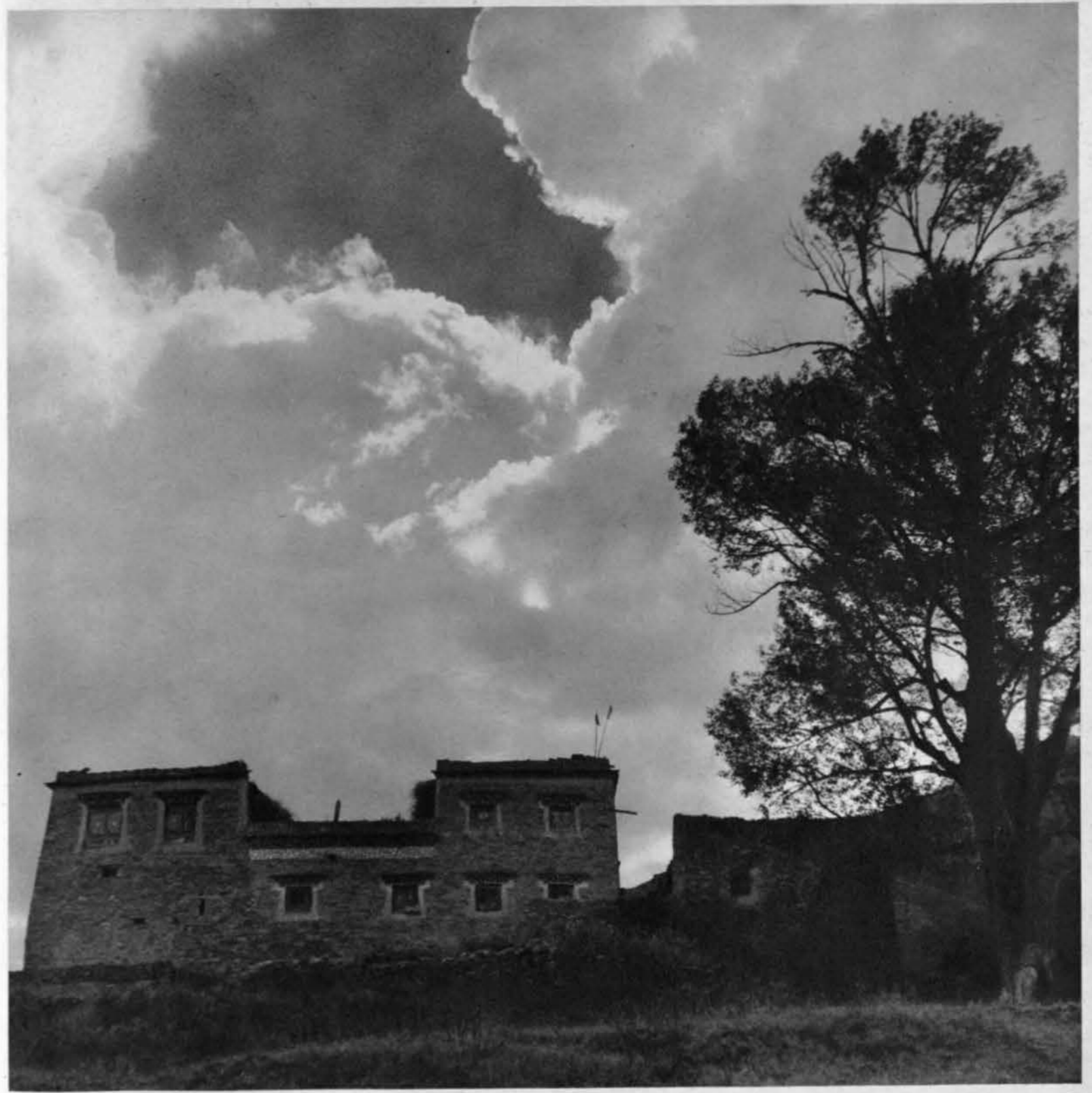


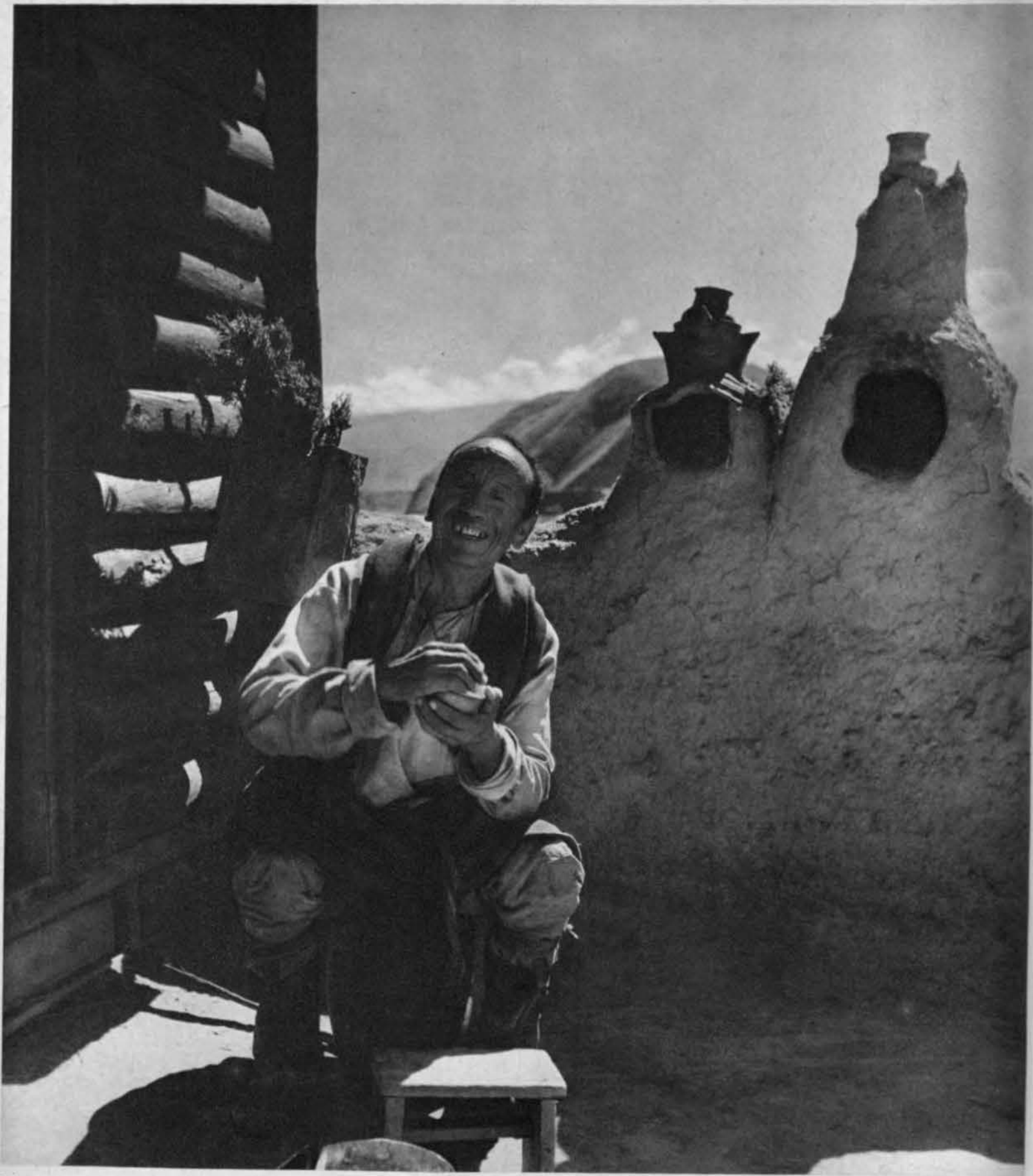




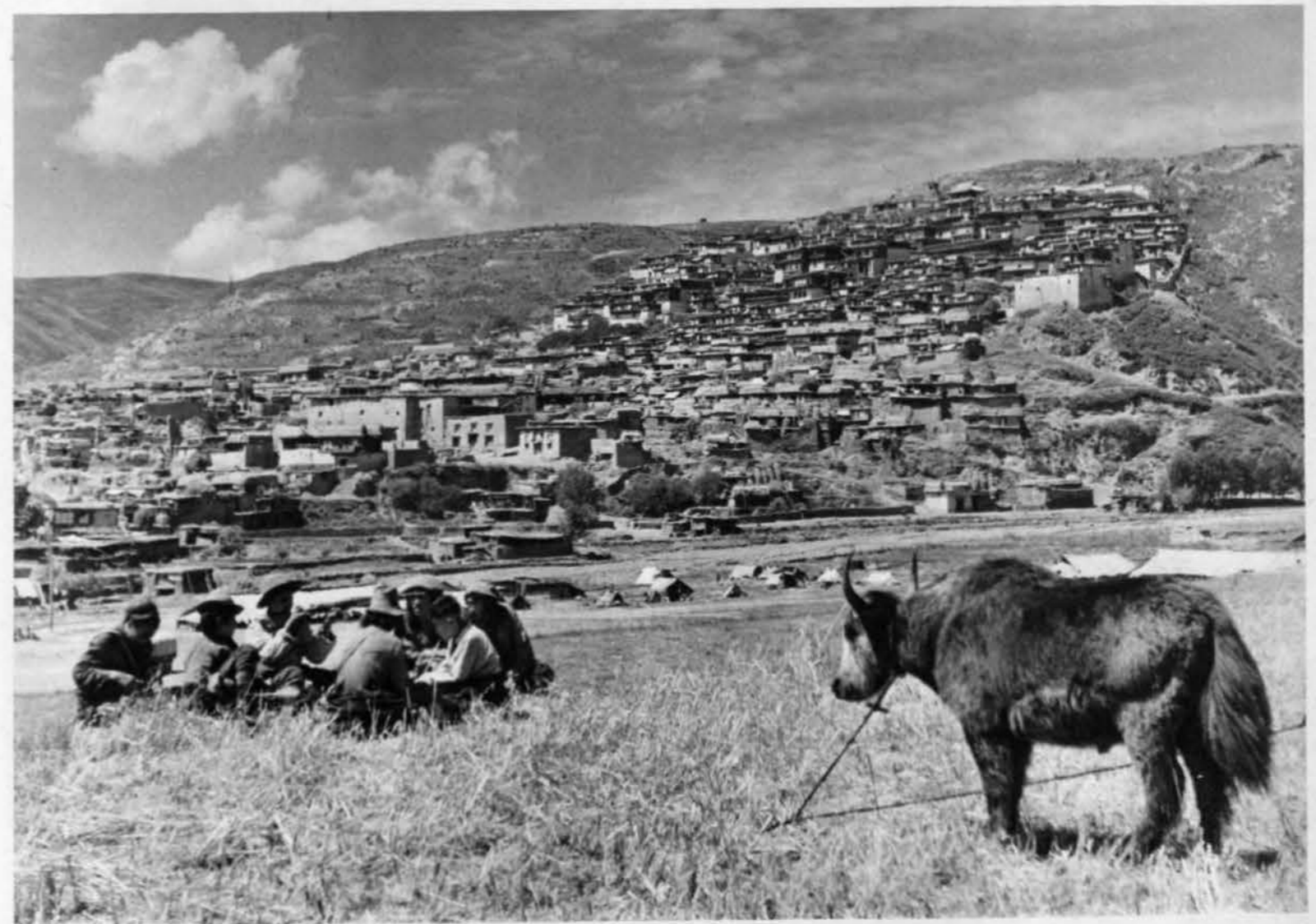


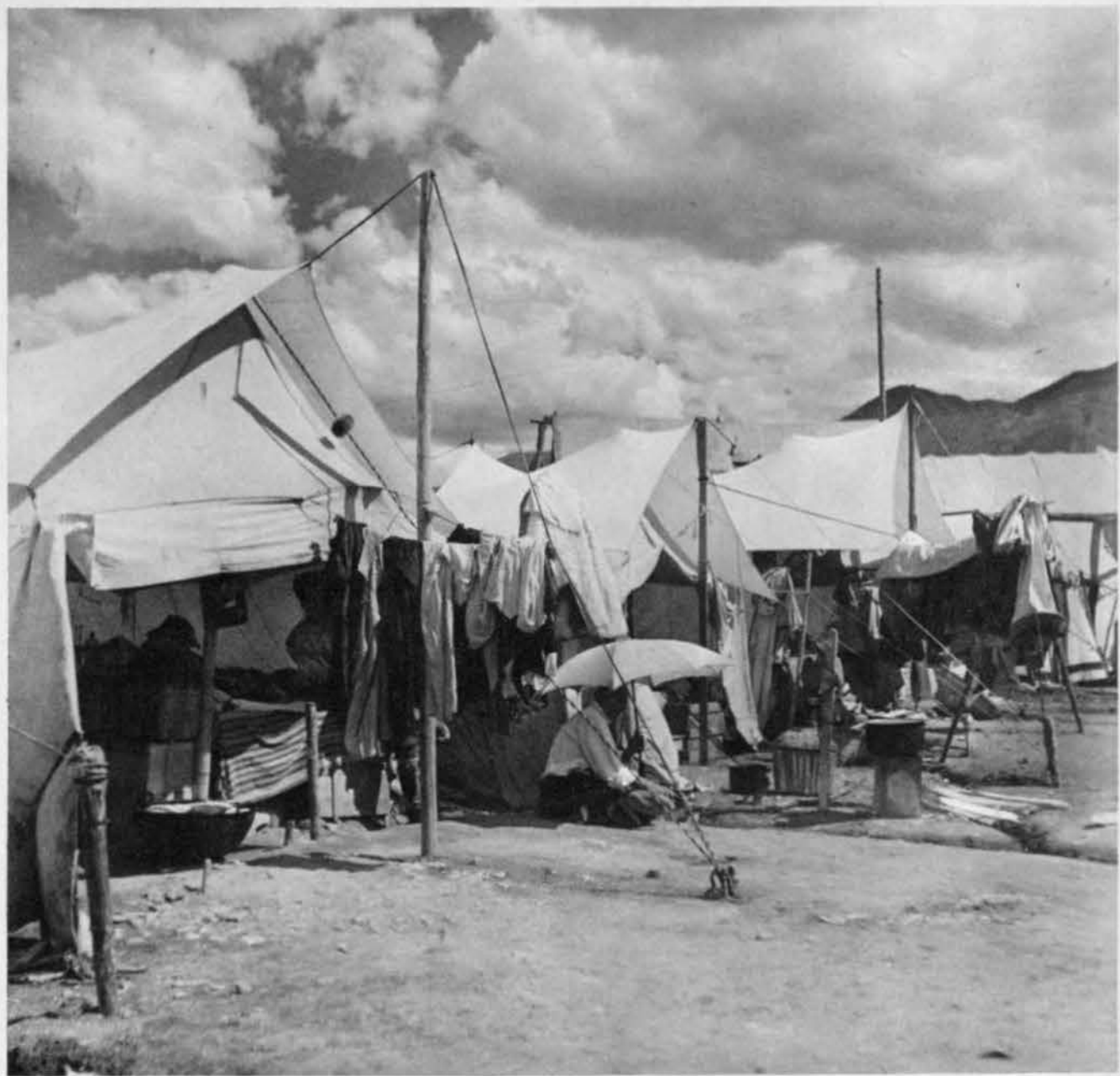


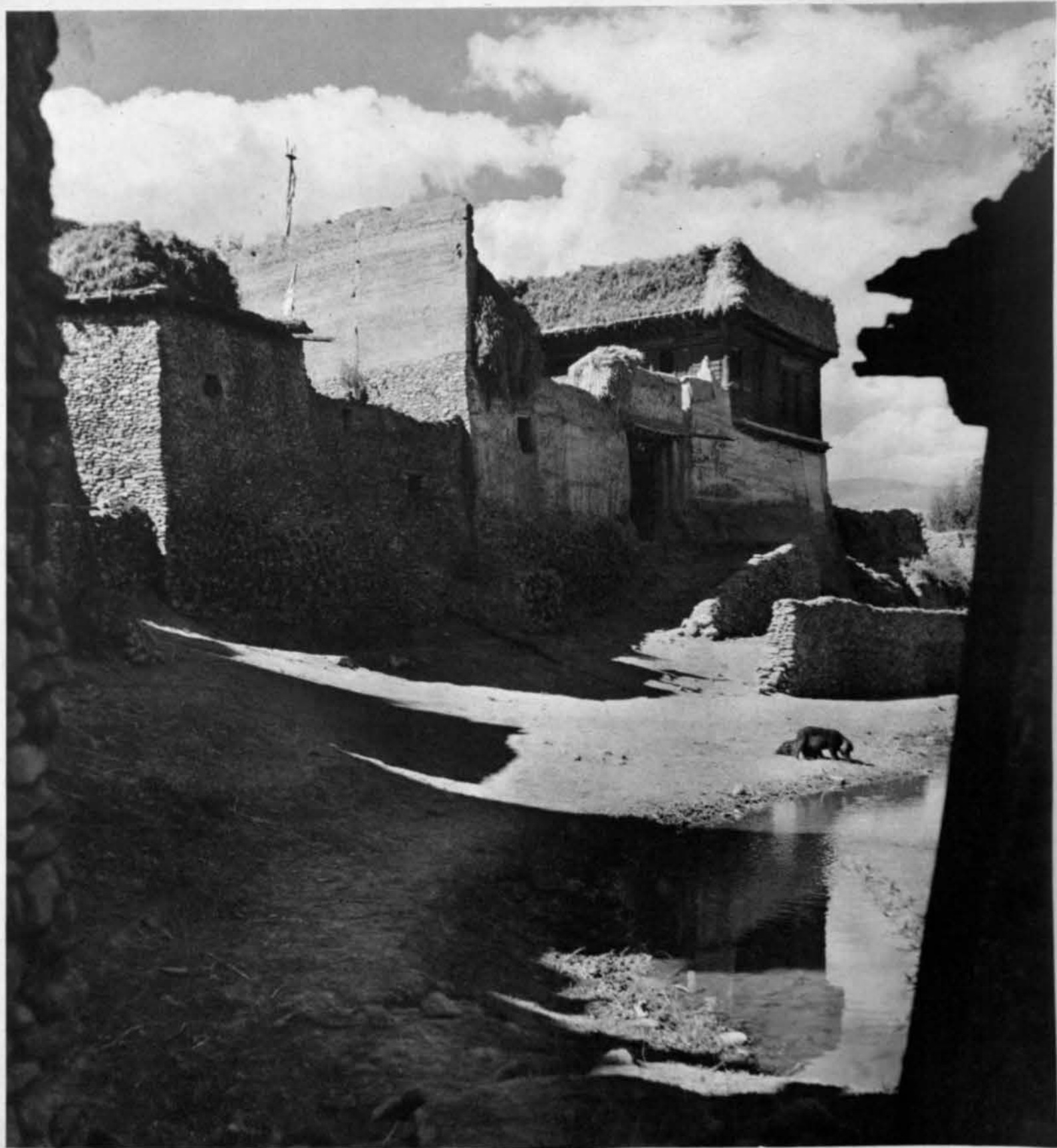




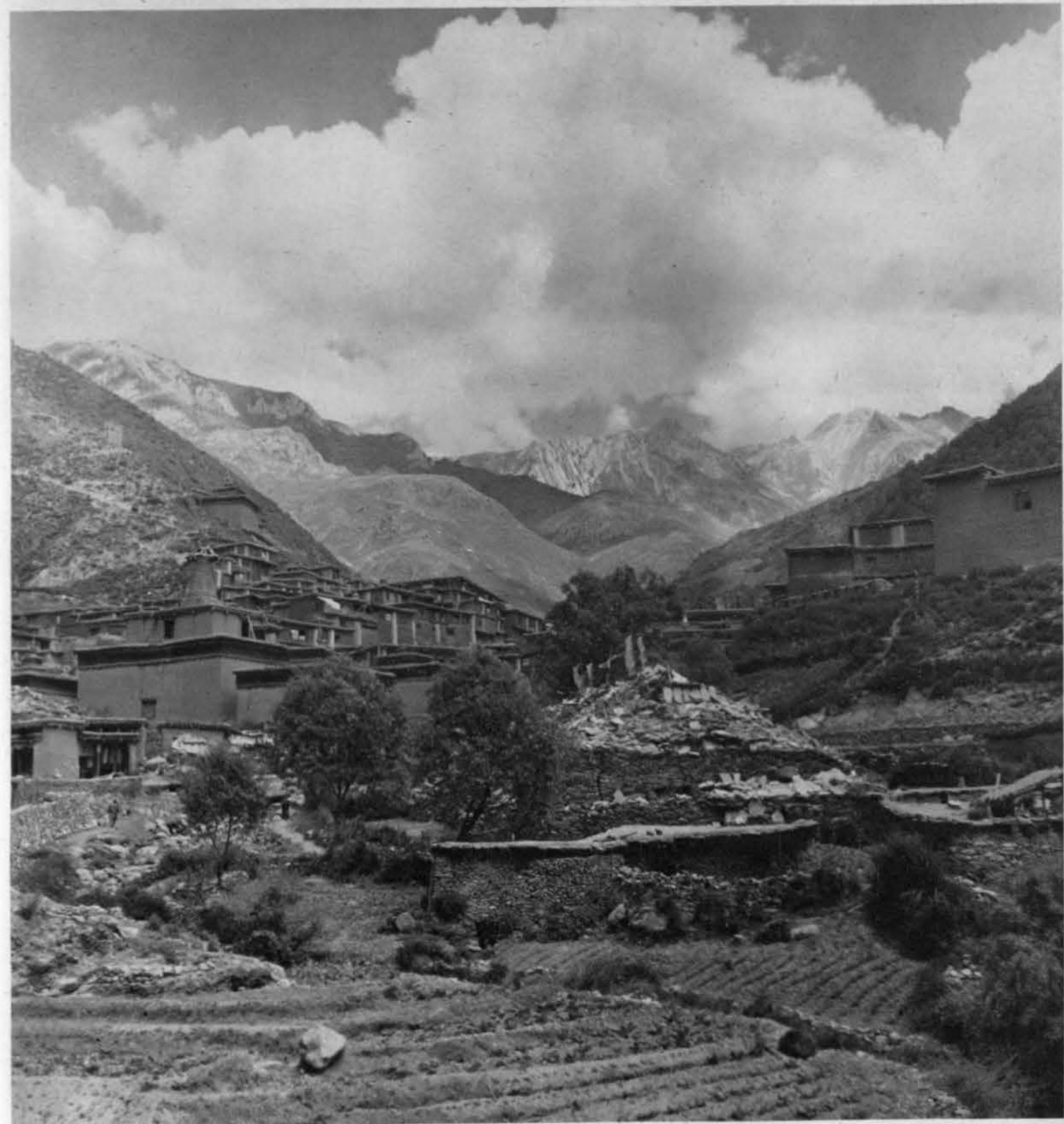
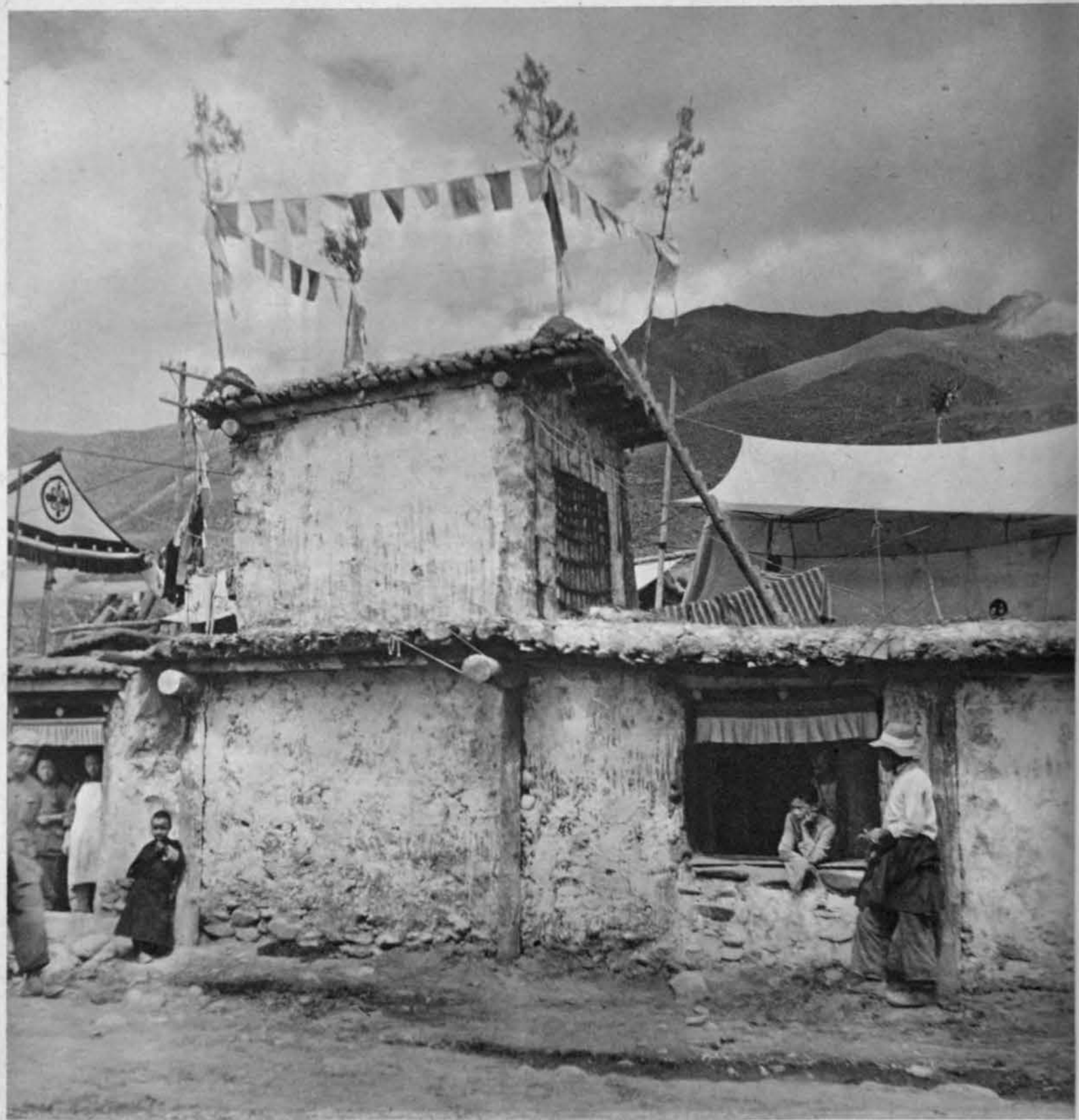


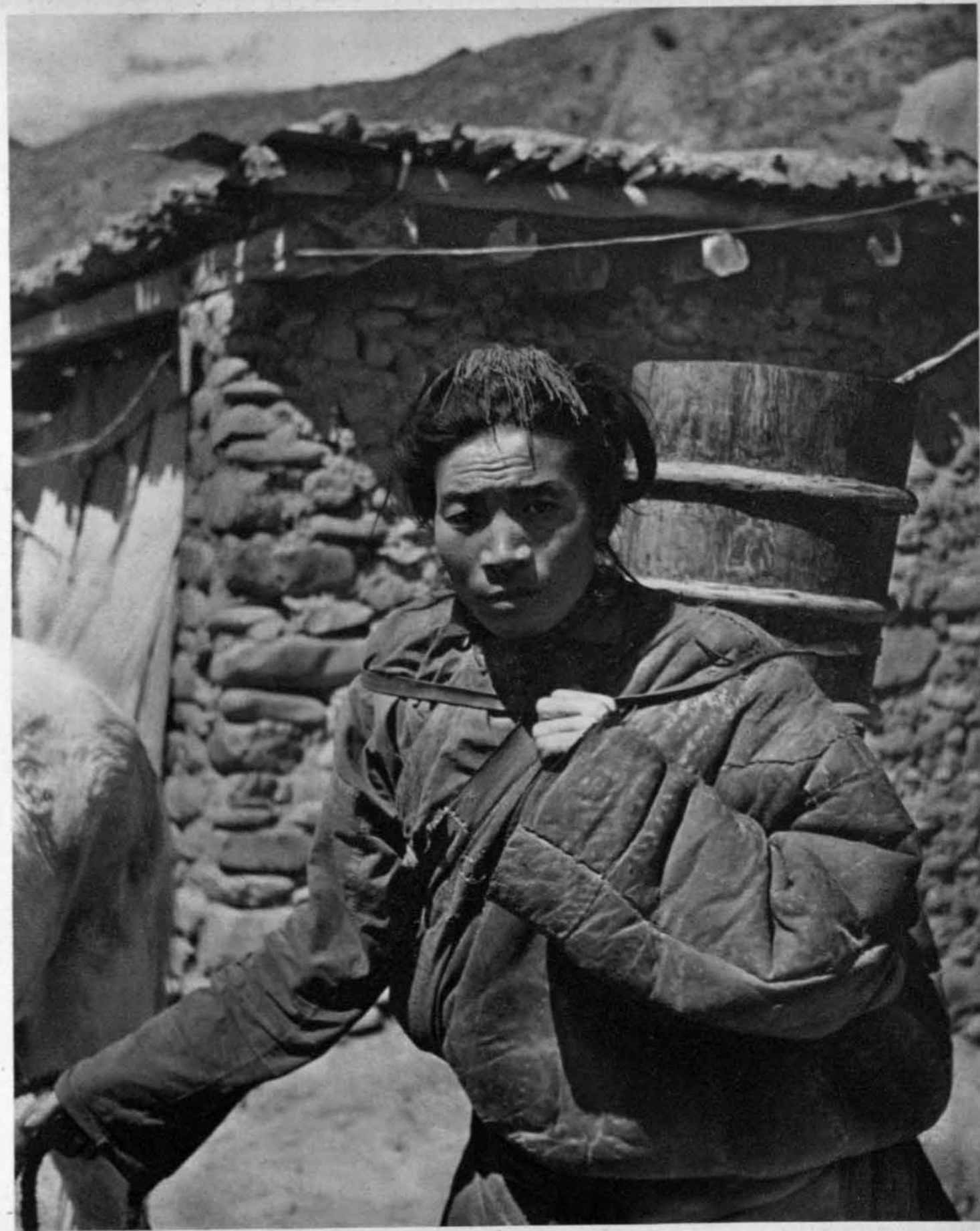
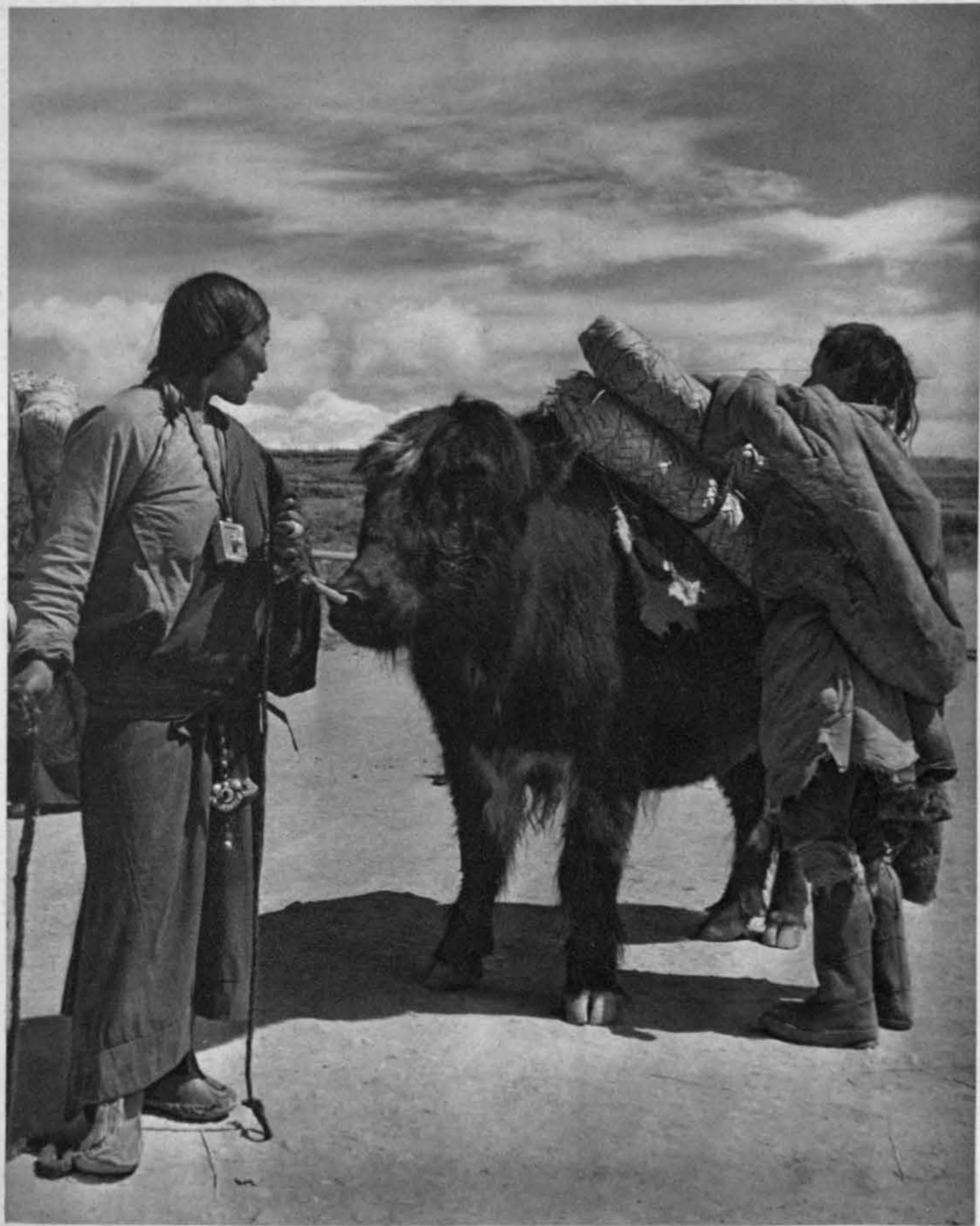


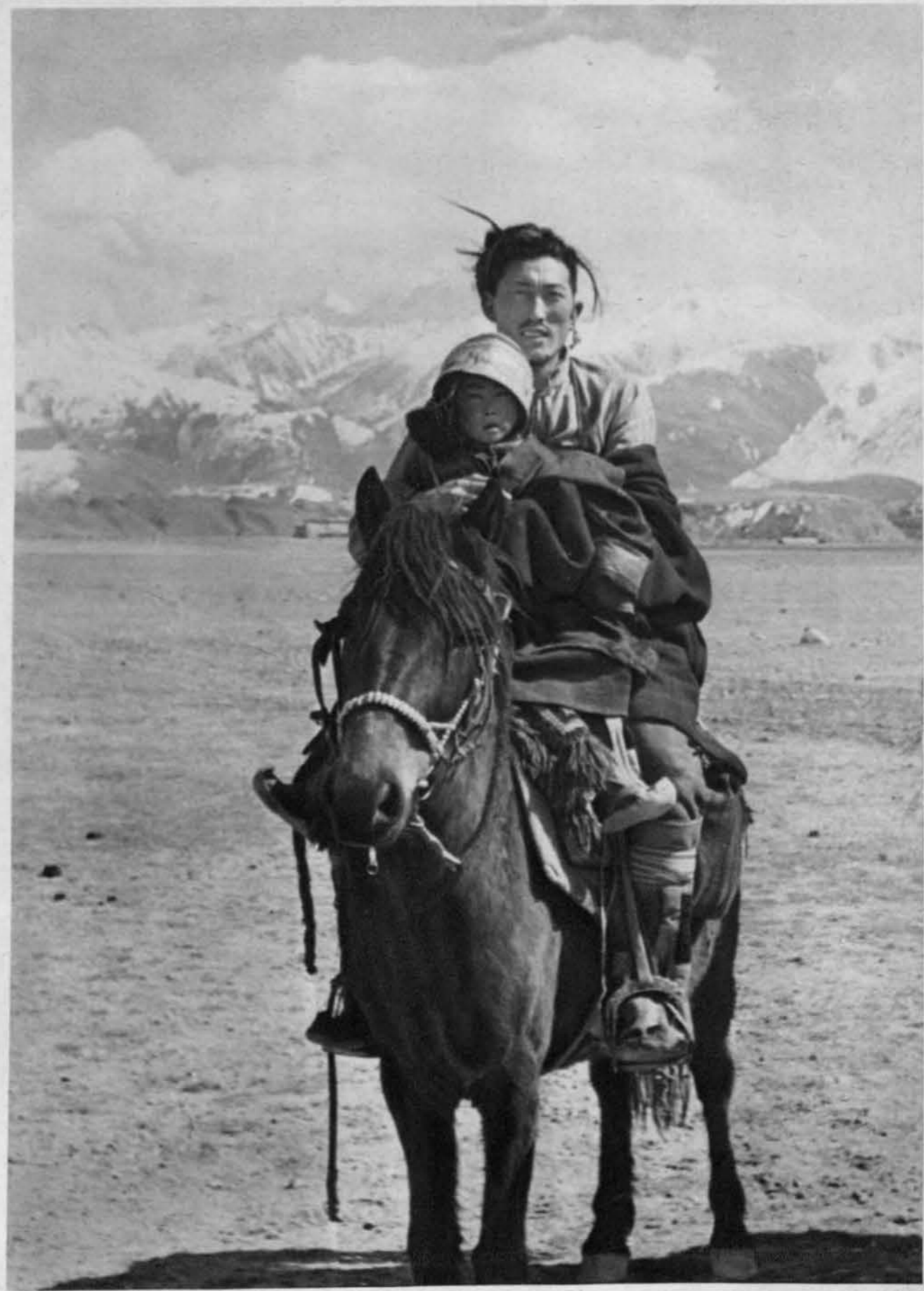


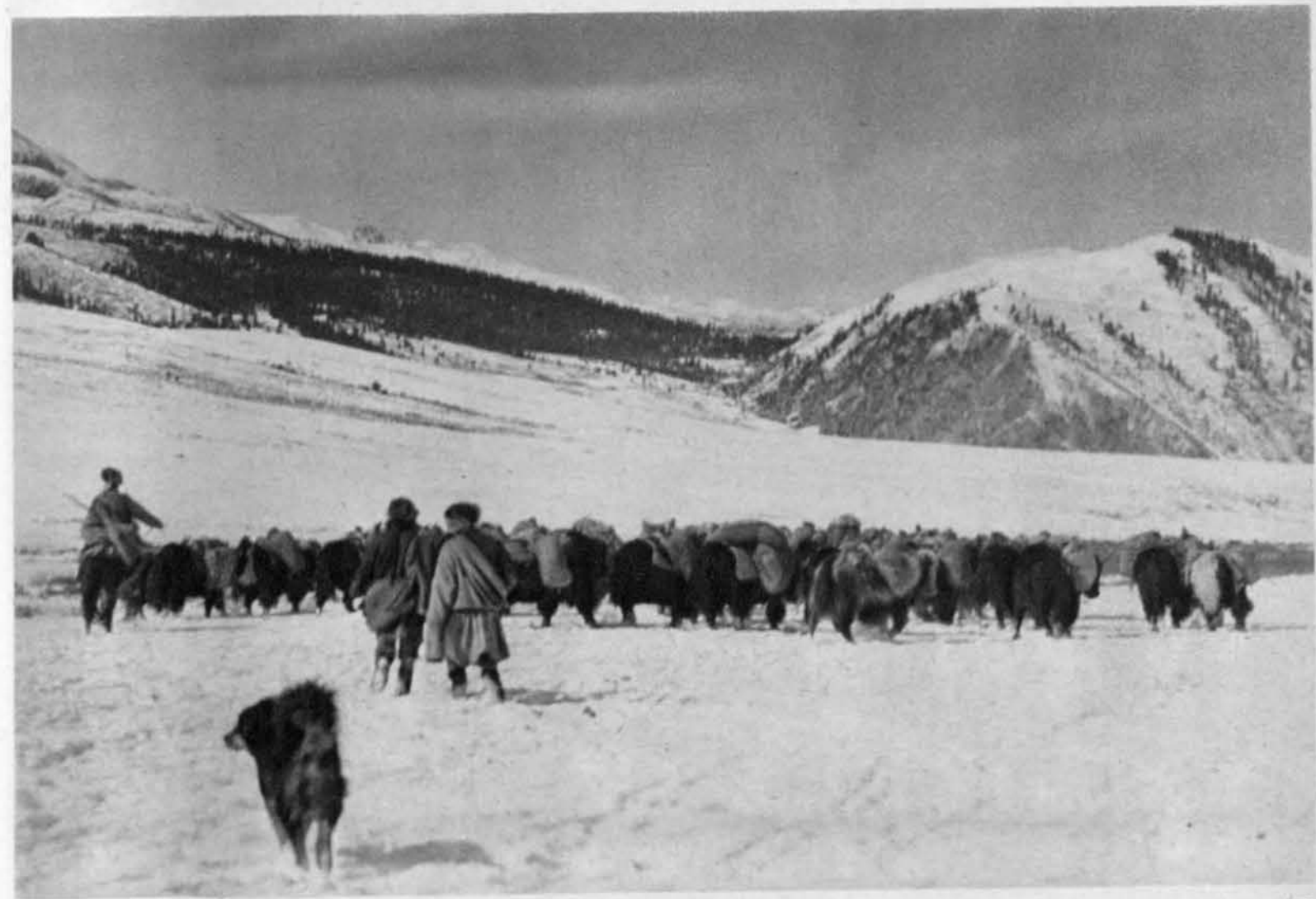
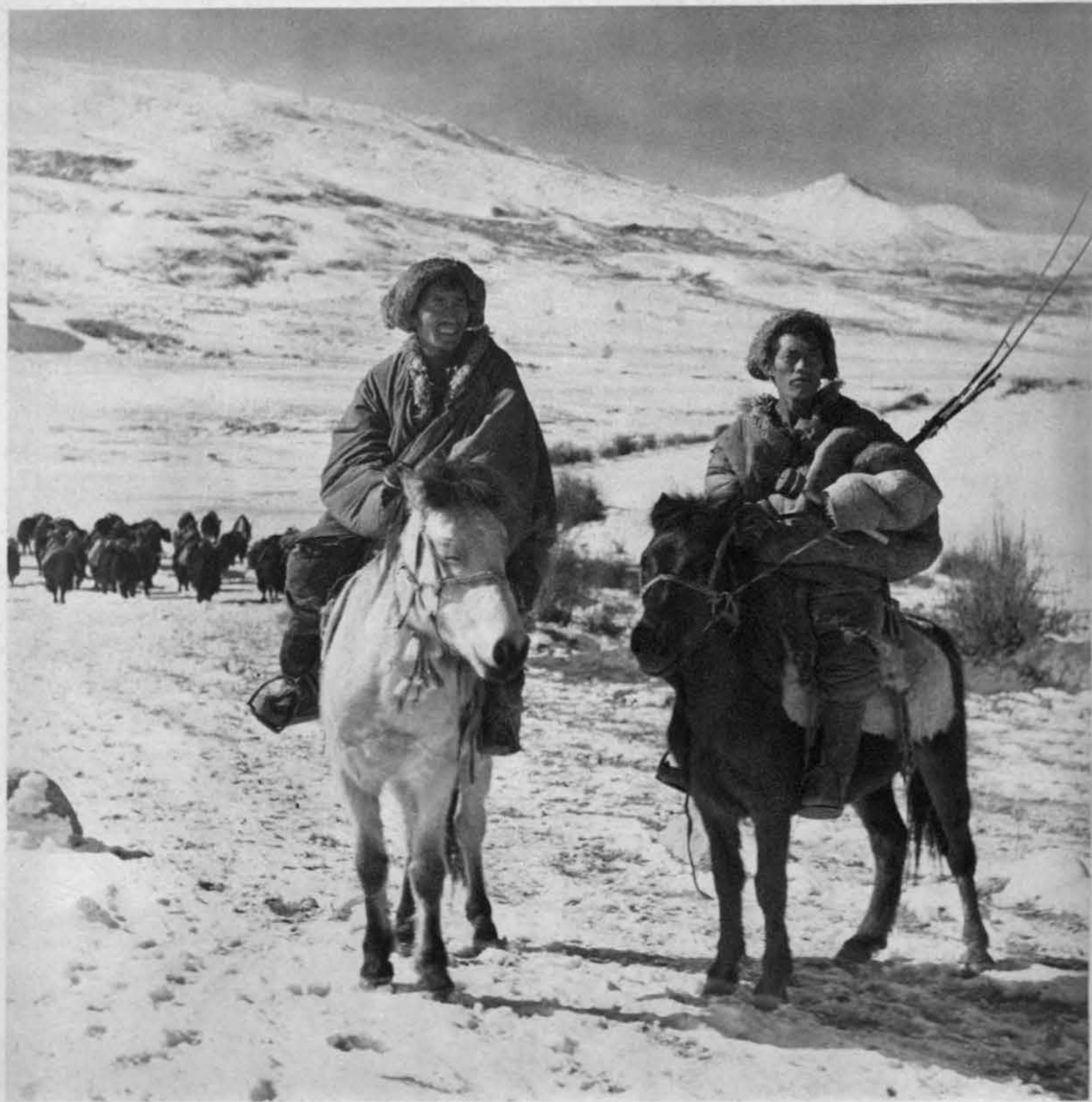












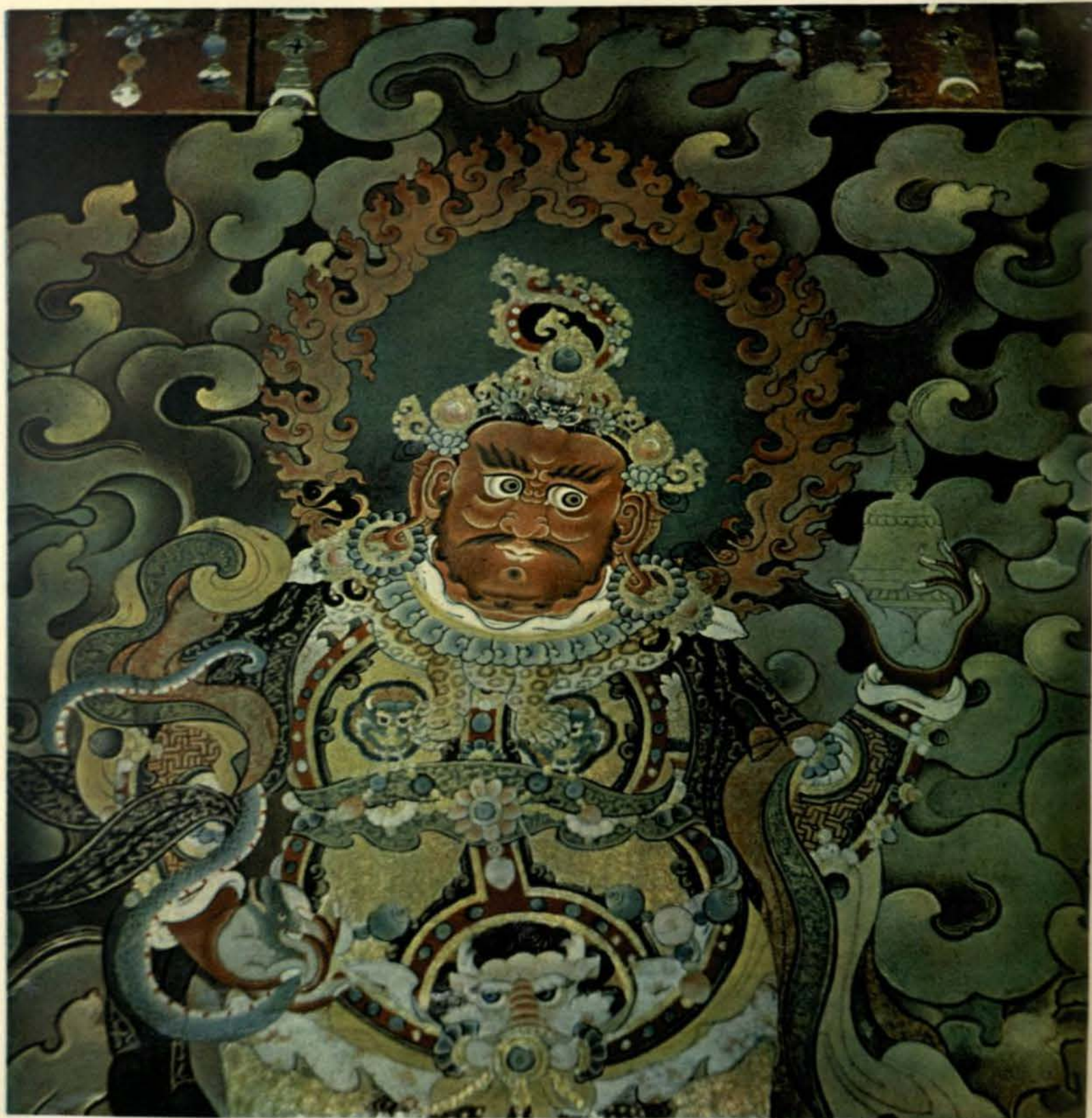


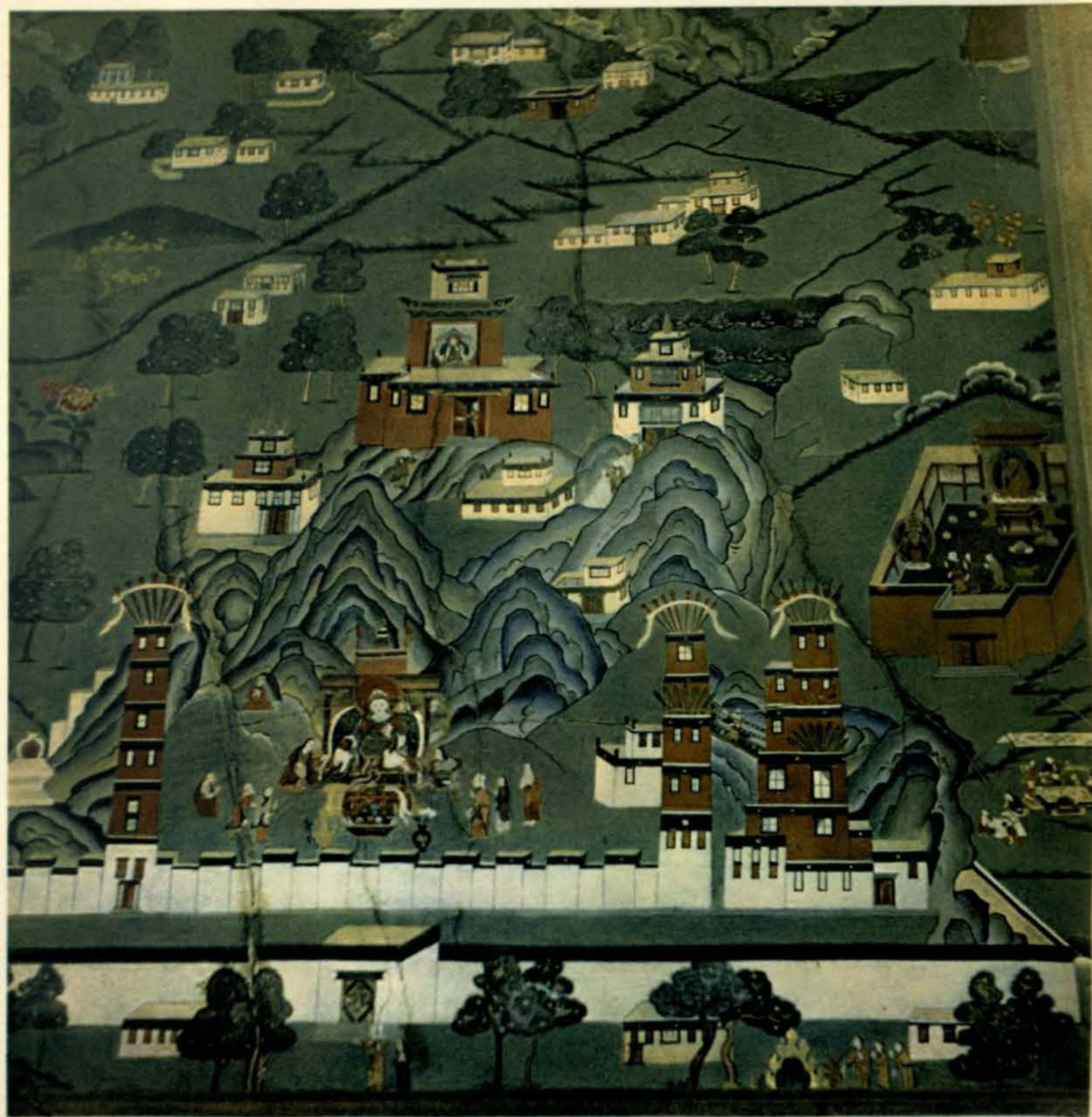




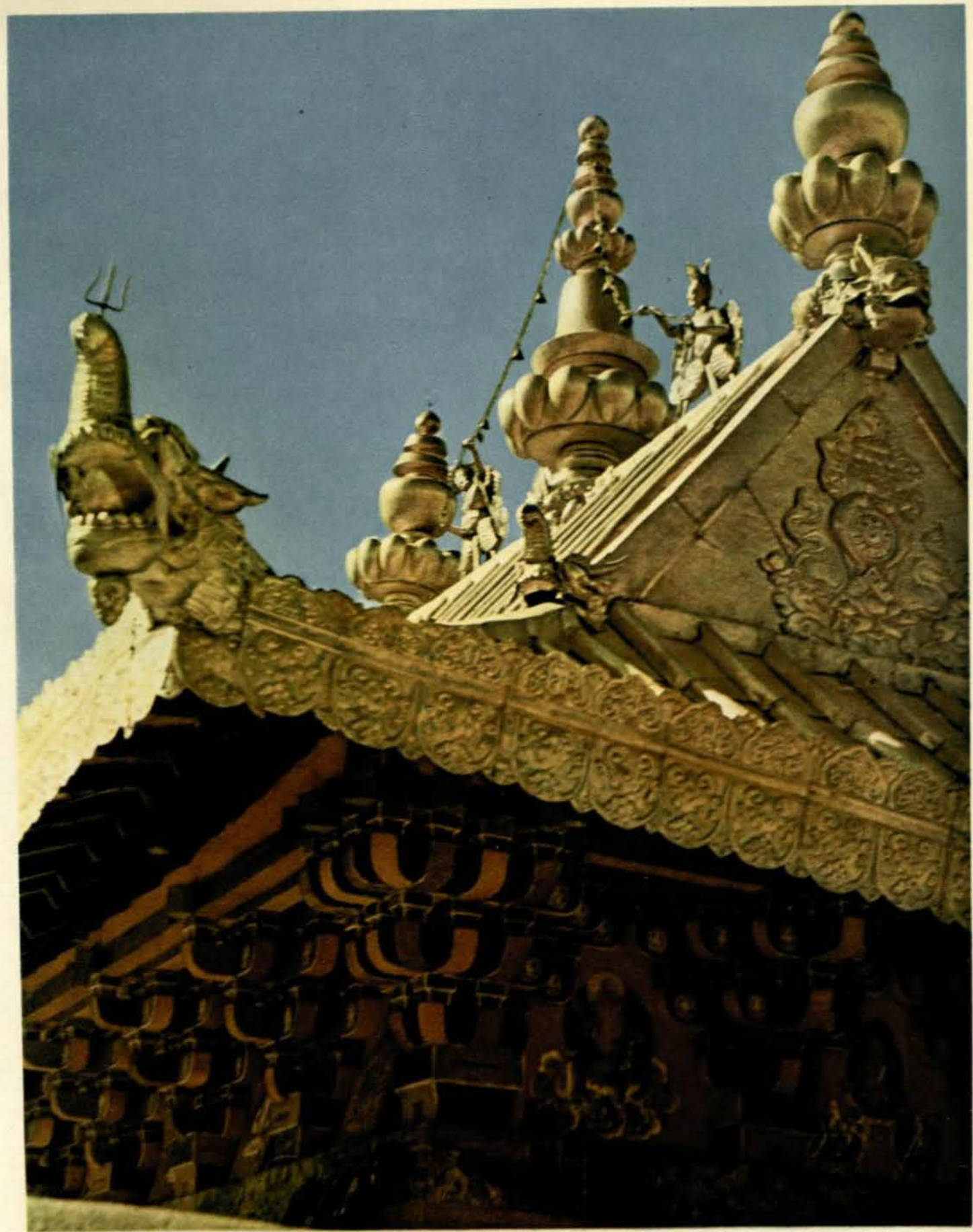


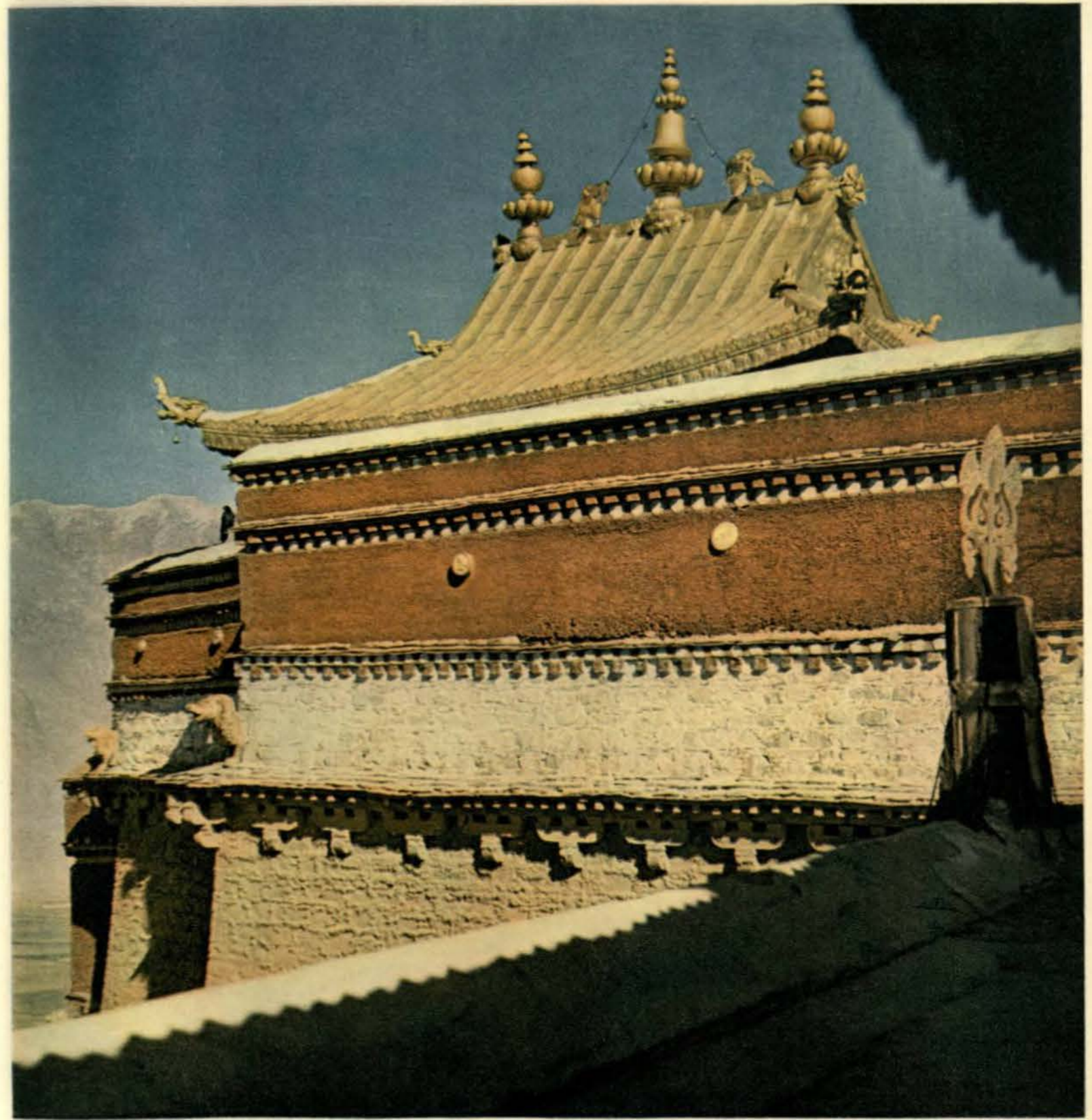


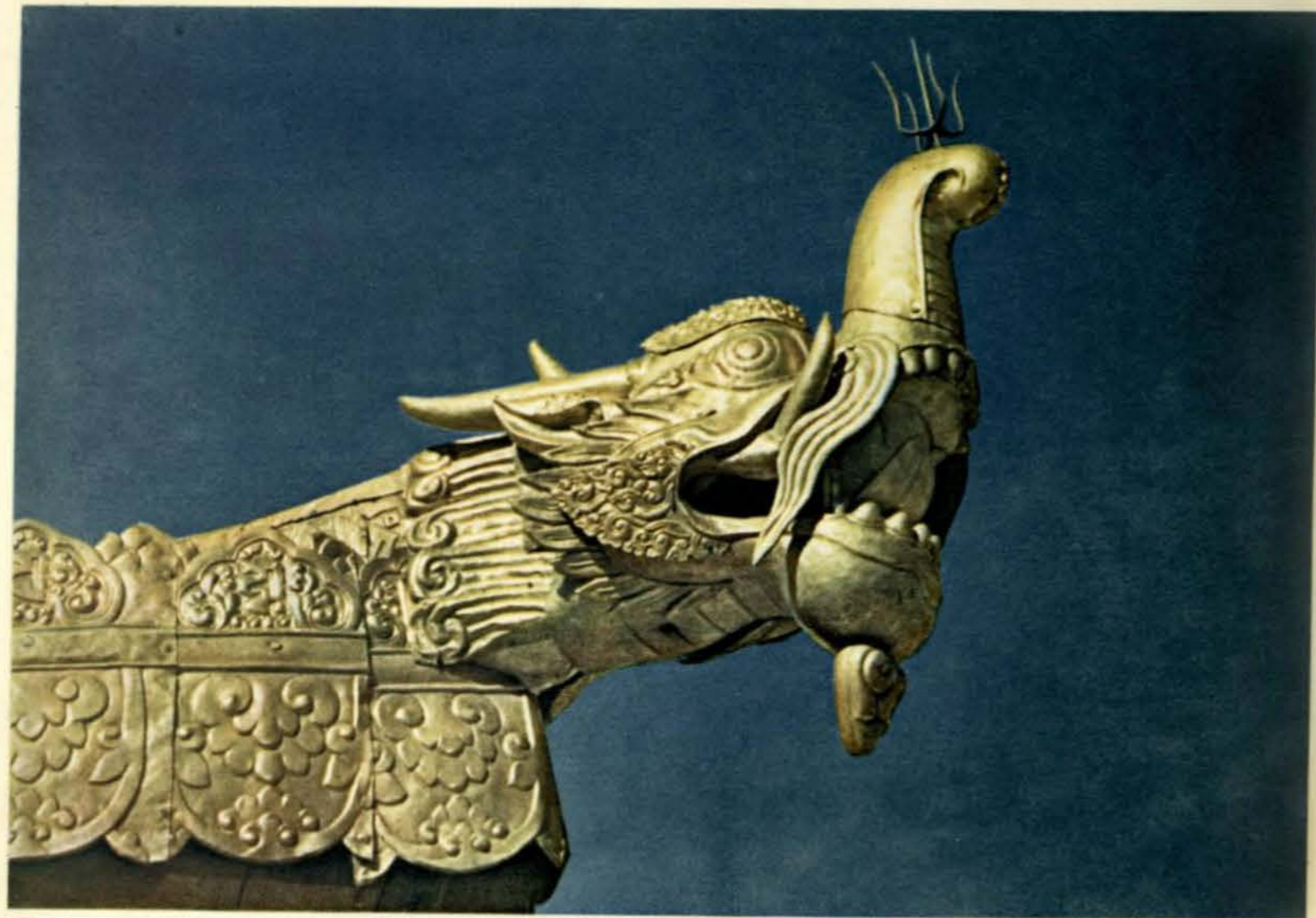






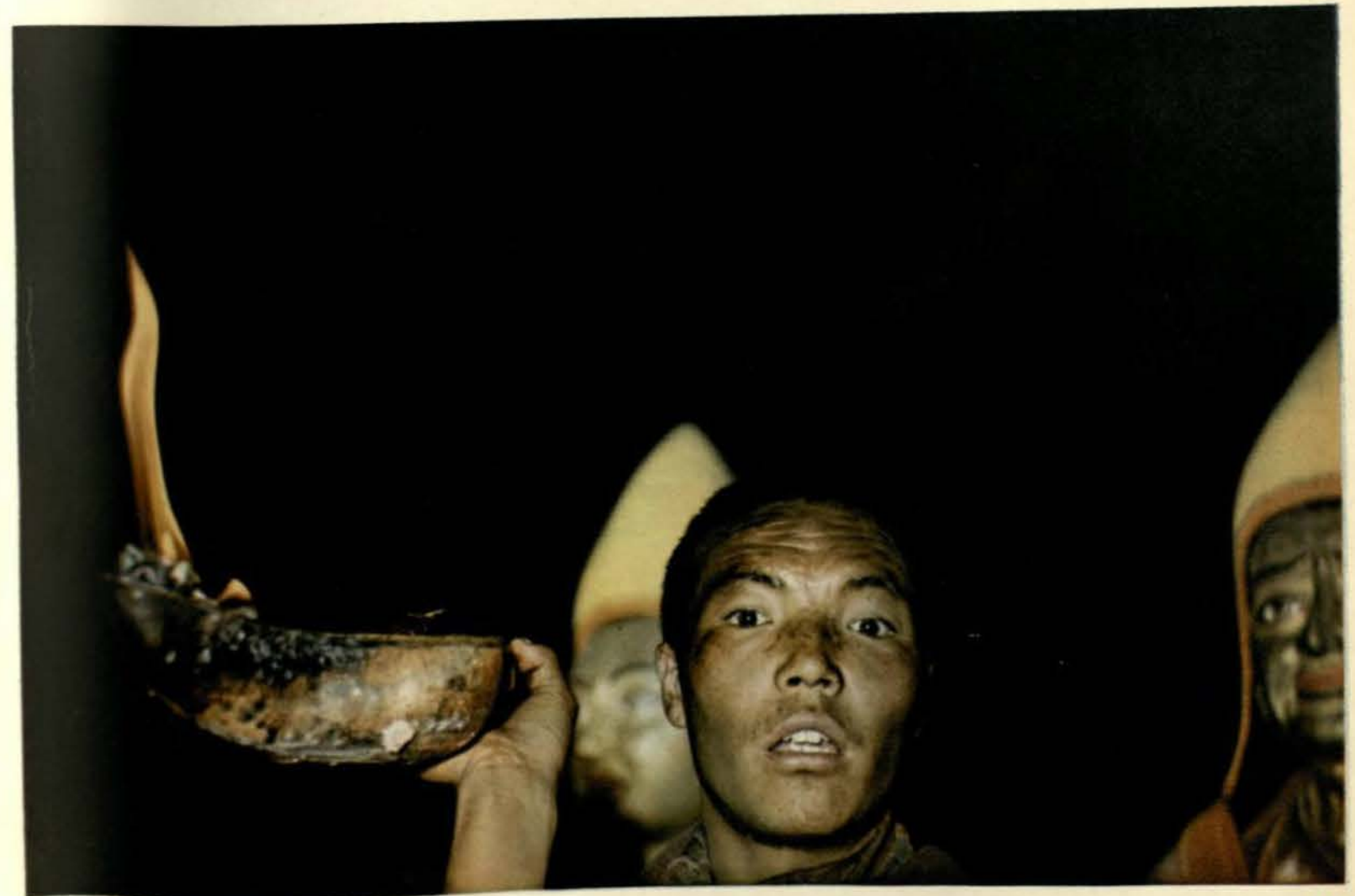


















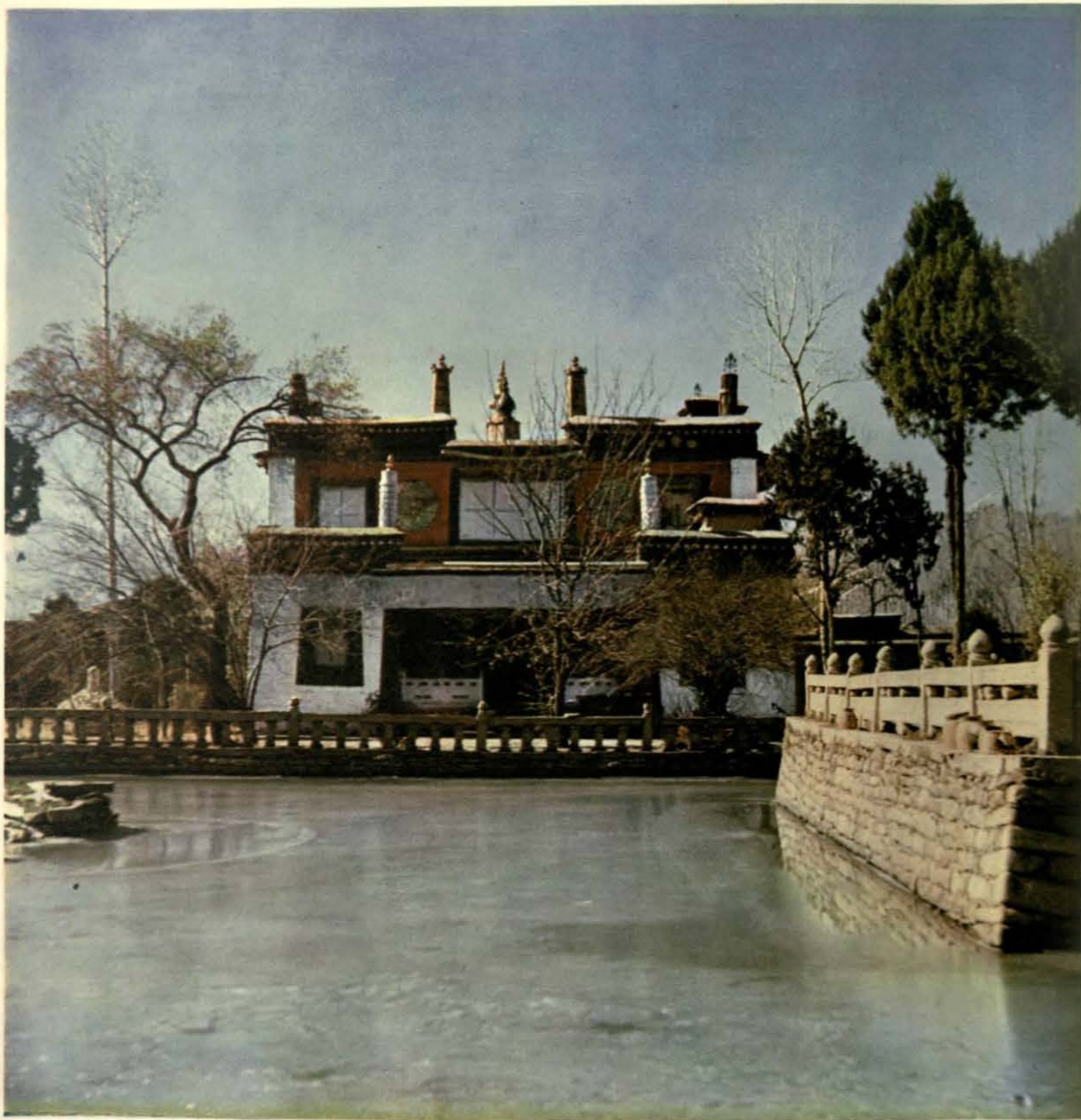




140

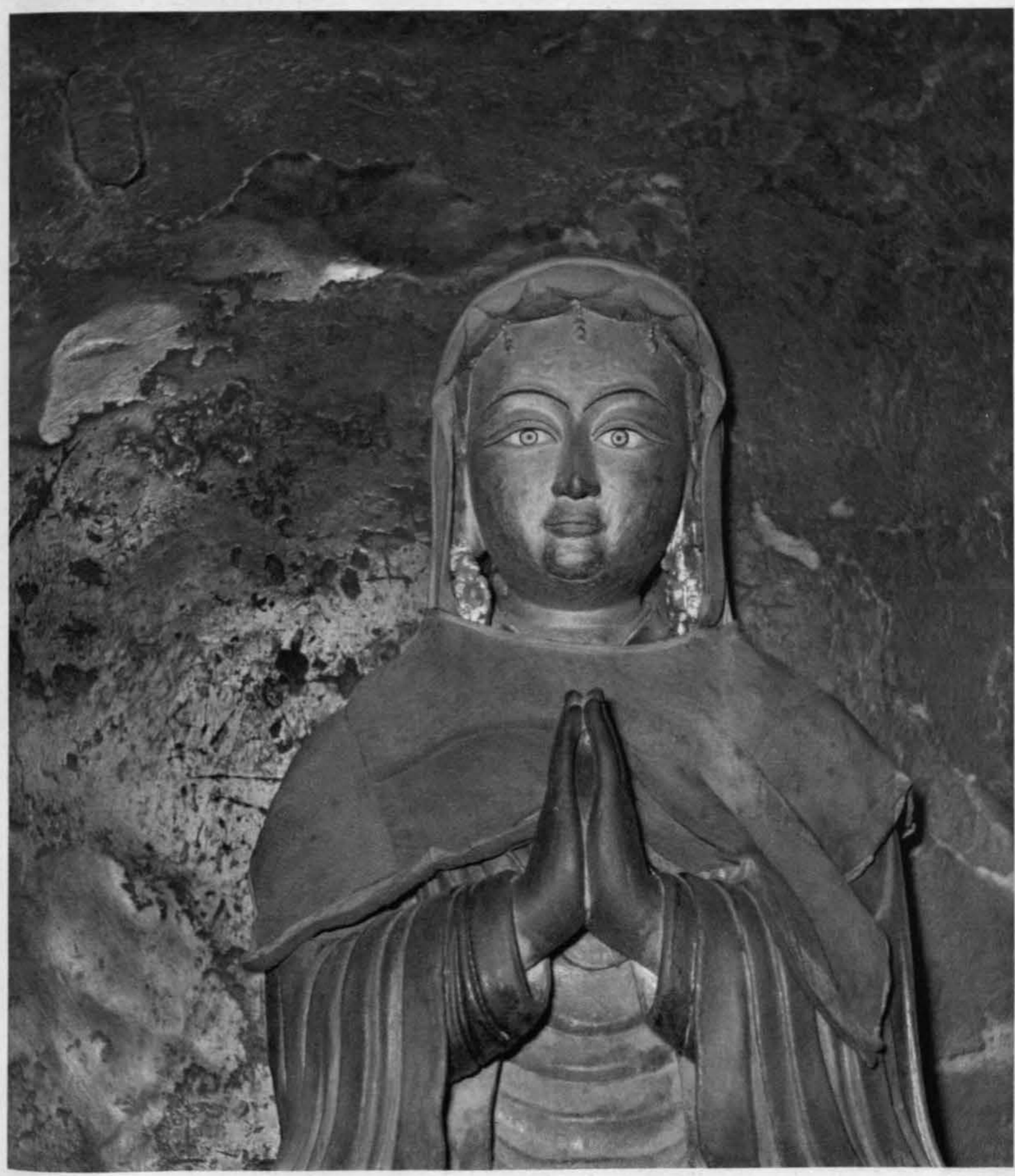


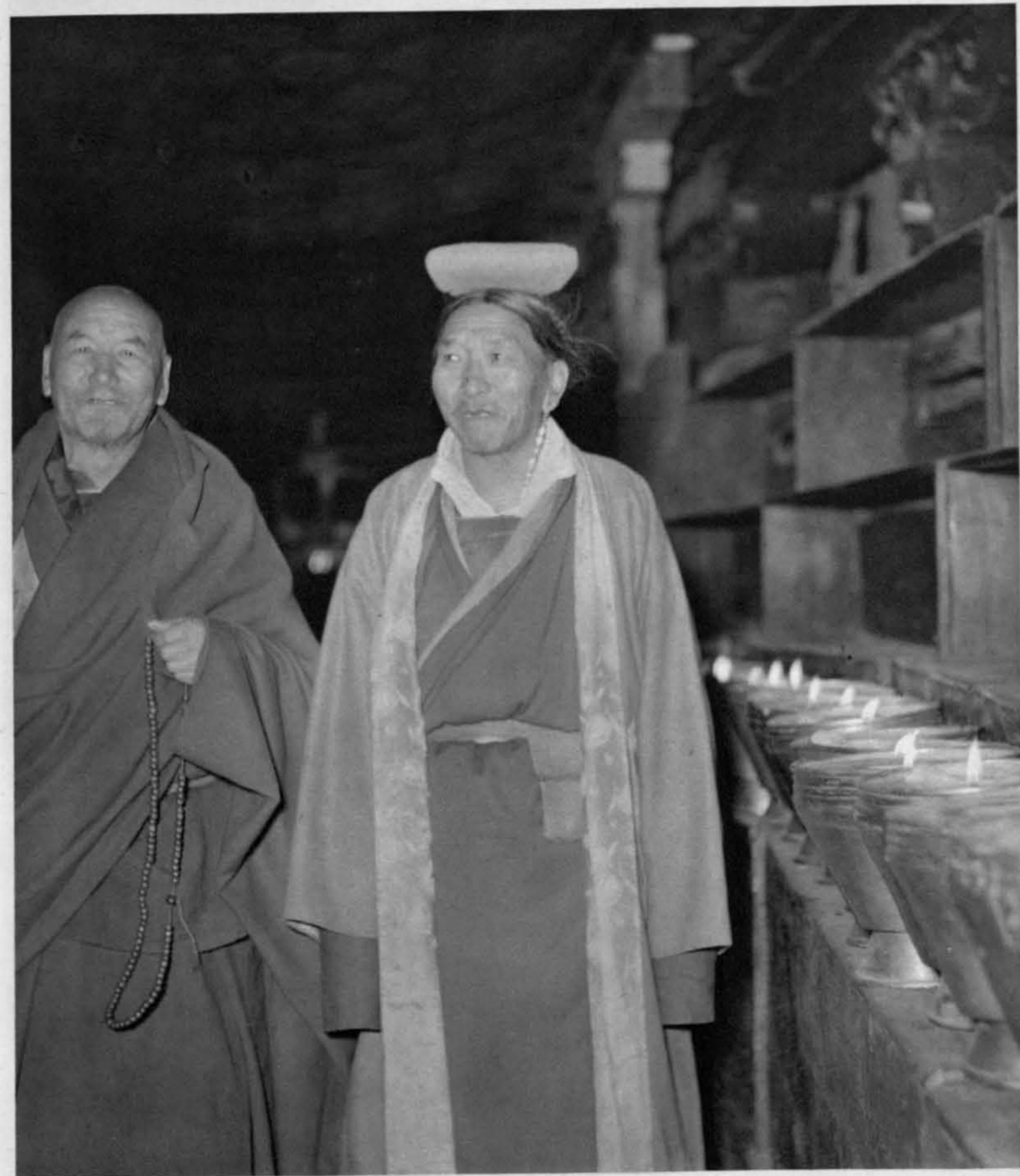
141

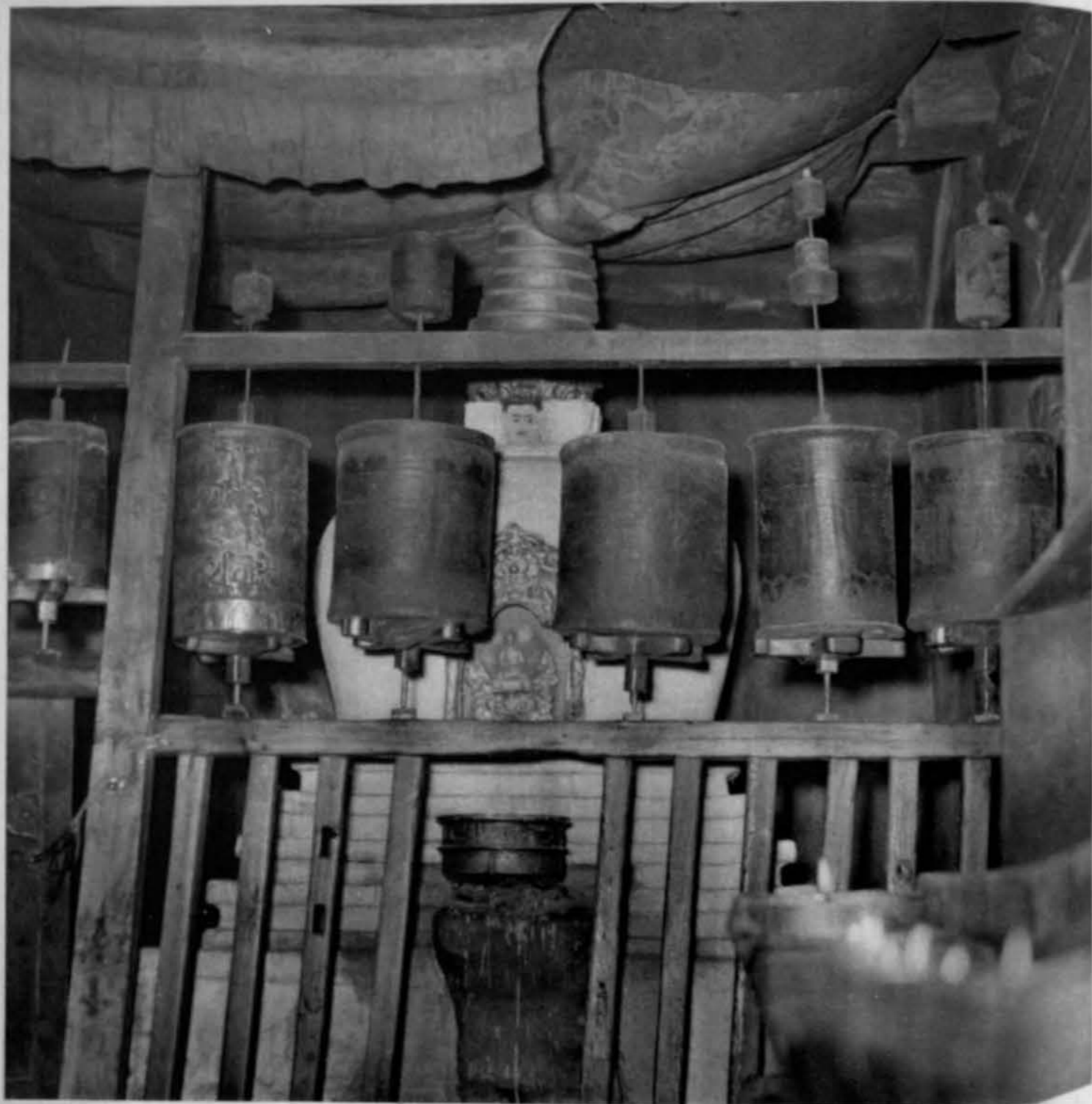








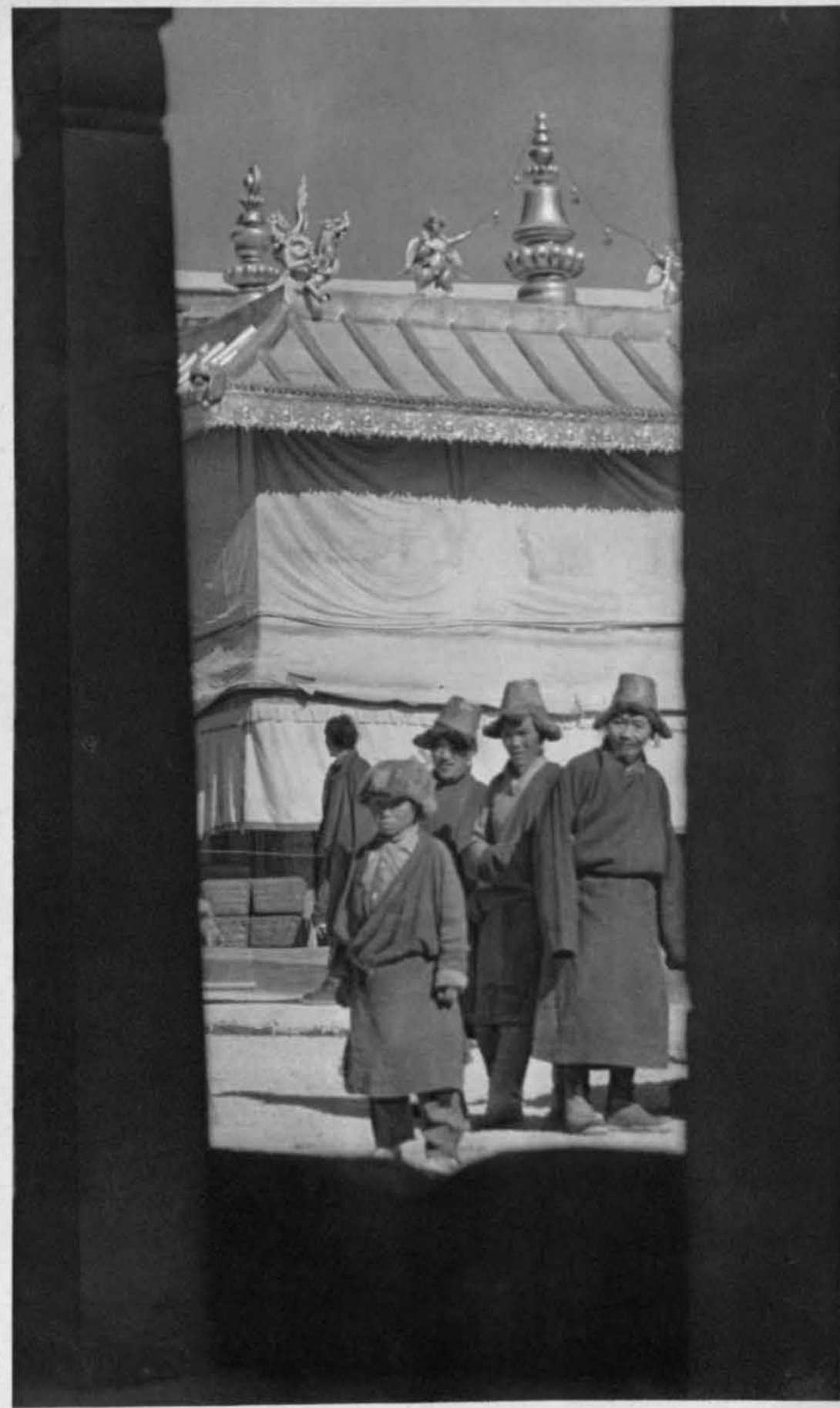


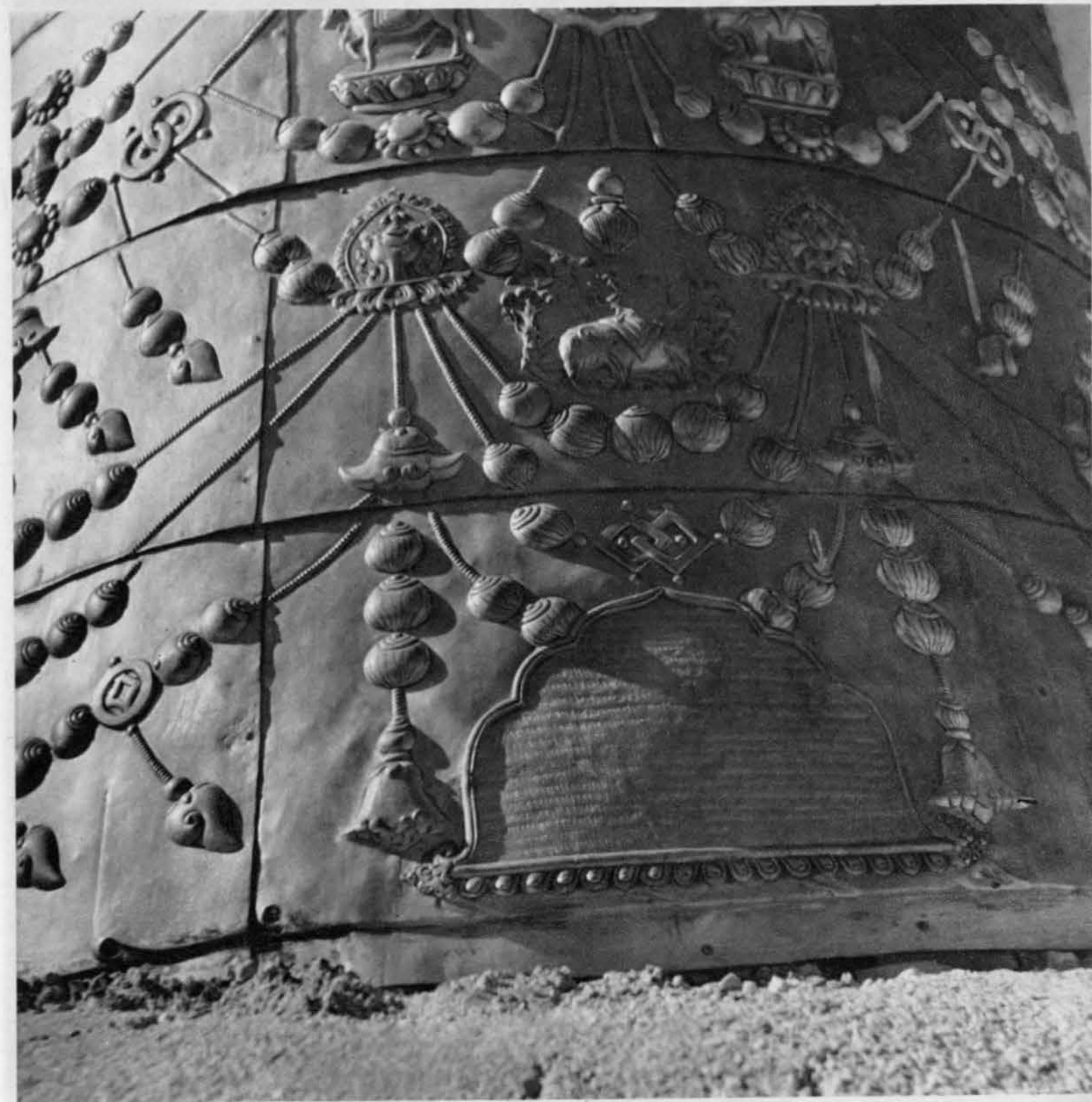














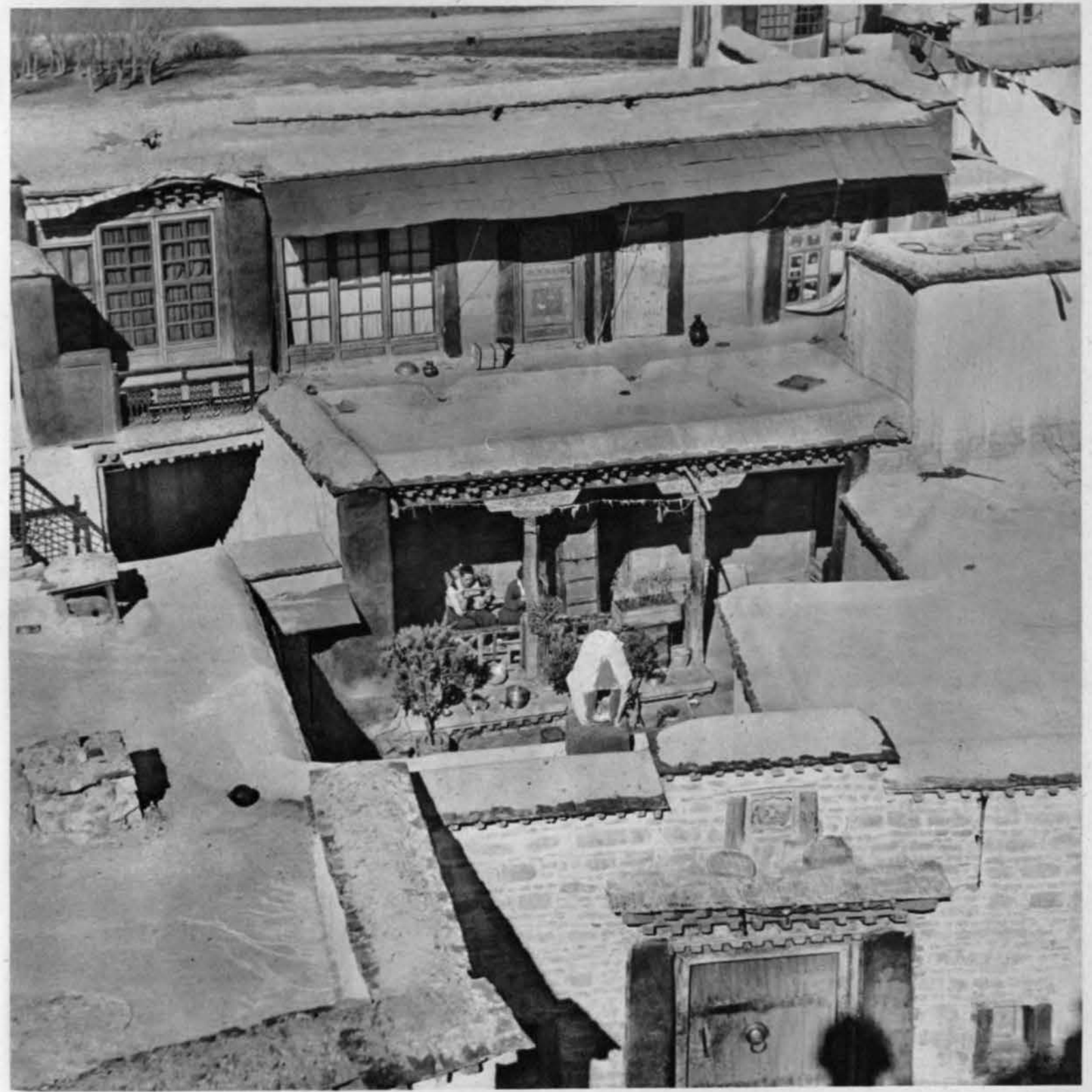
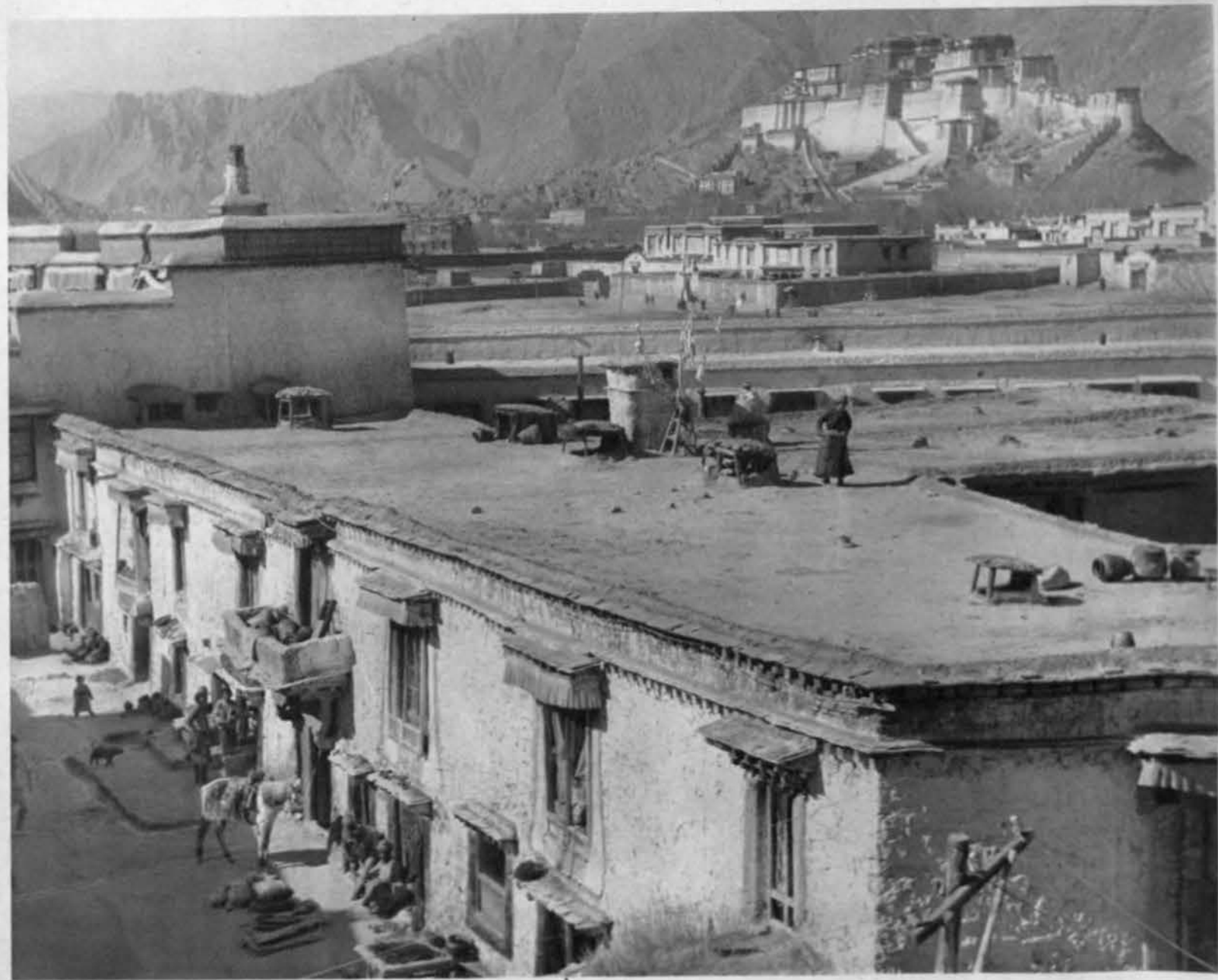


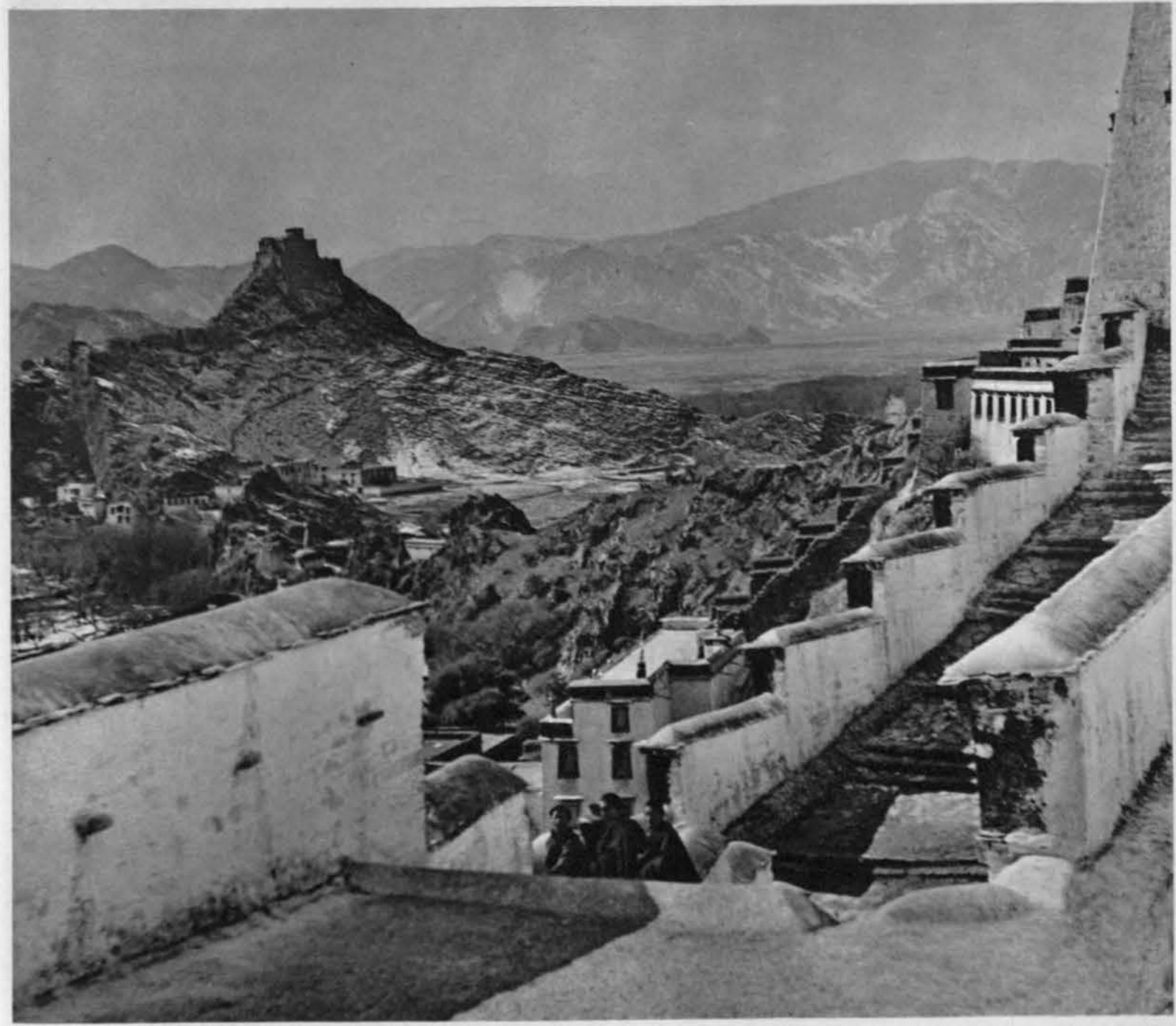


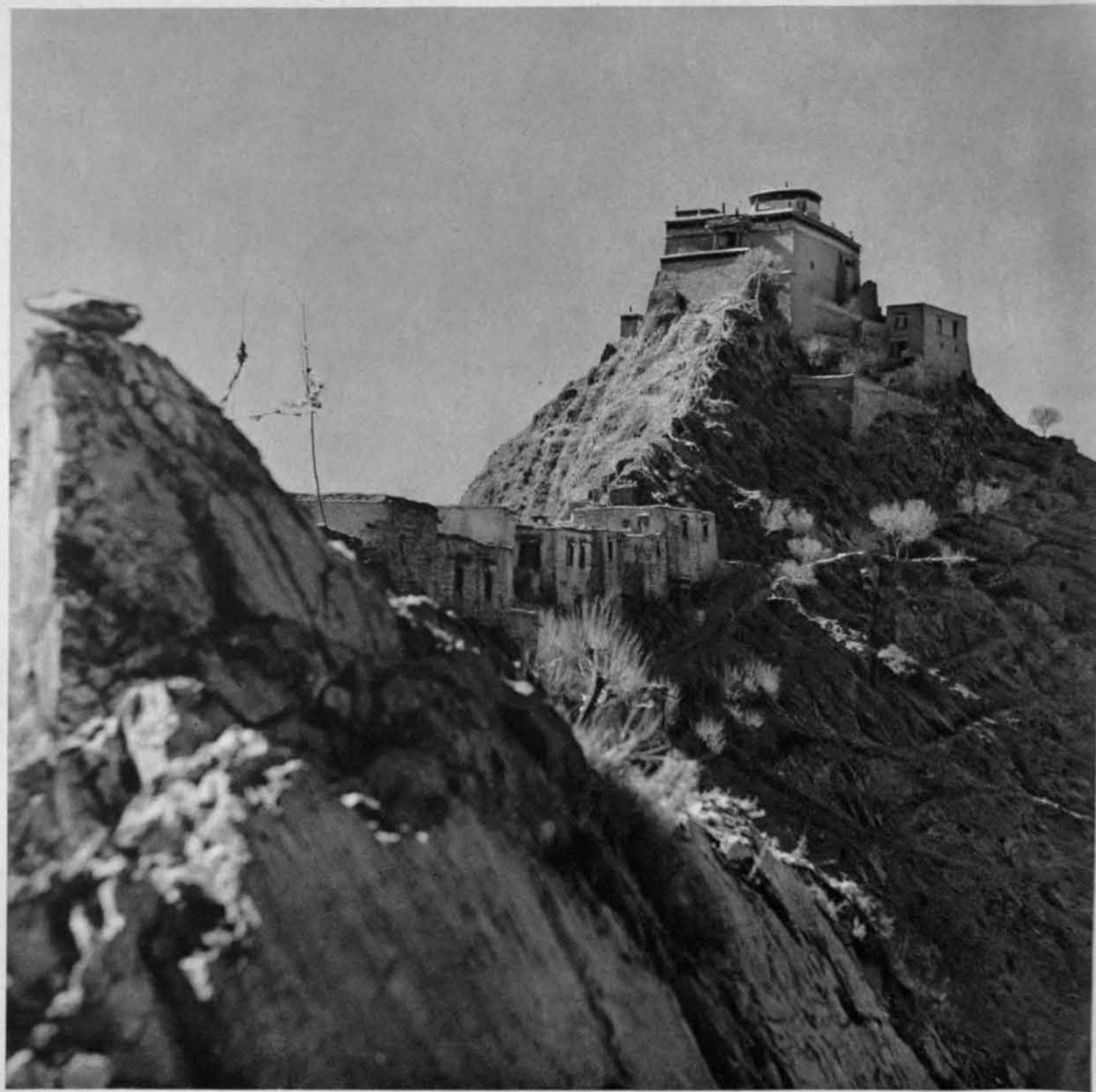




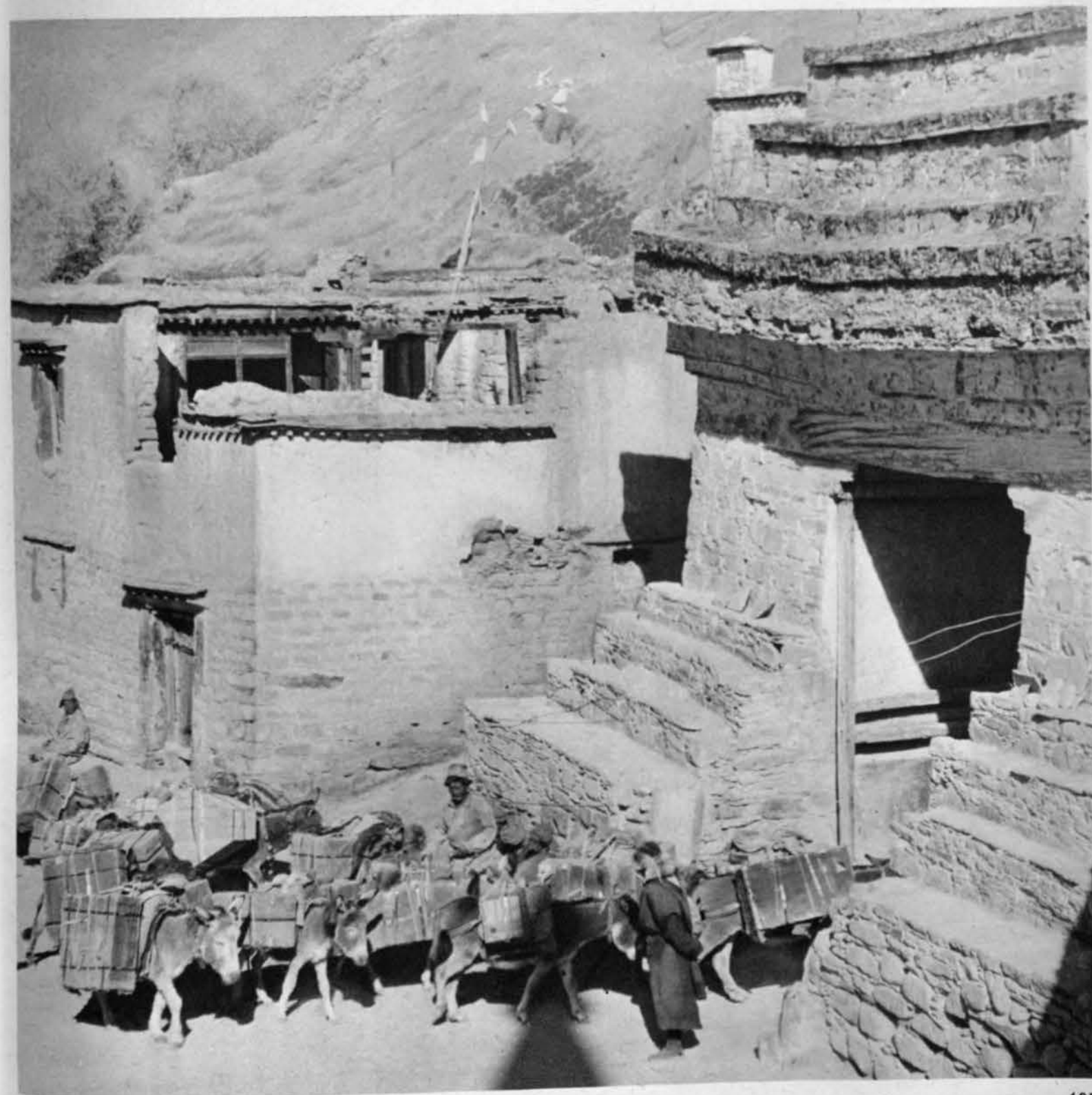
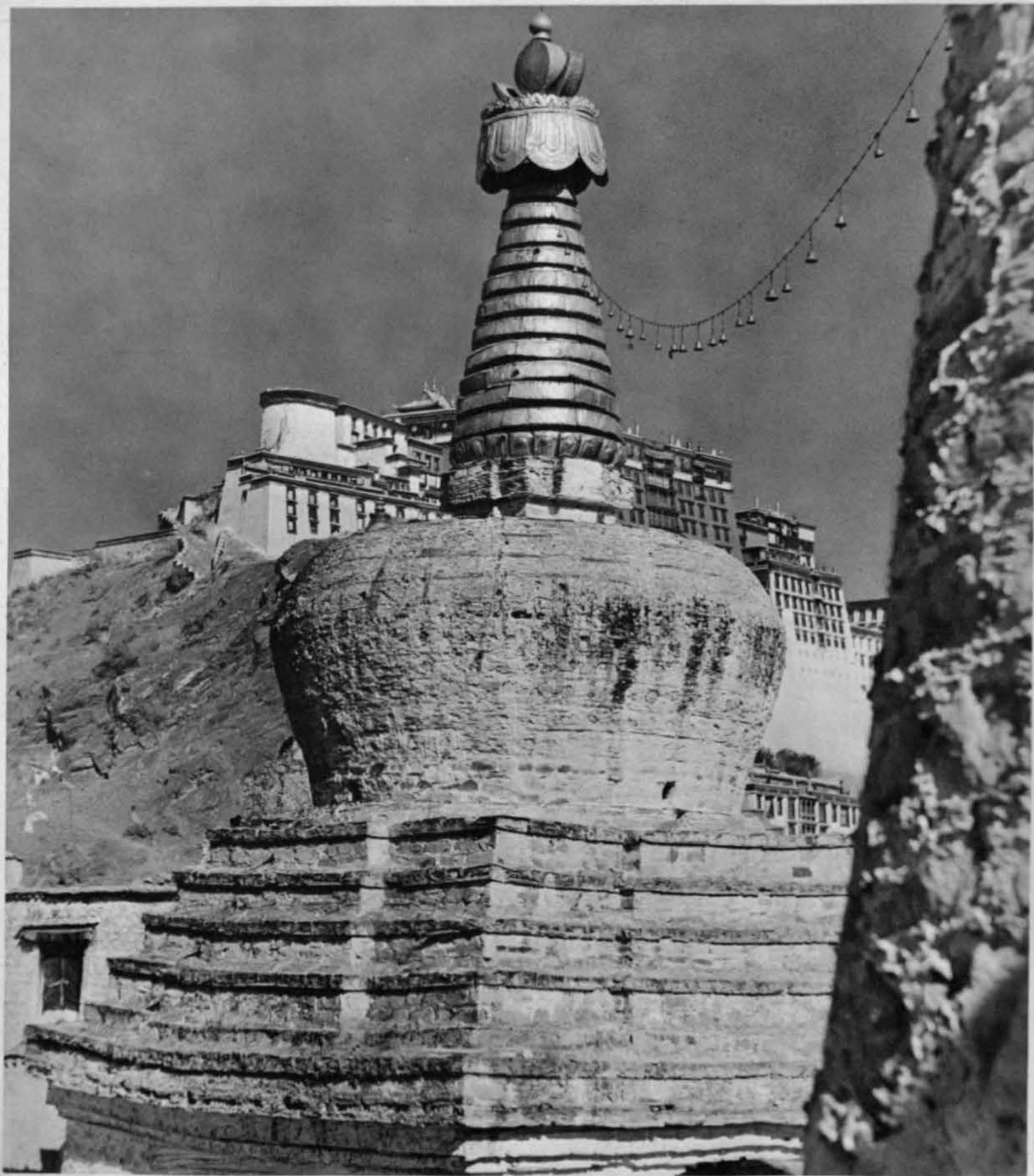


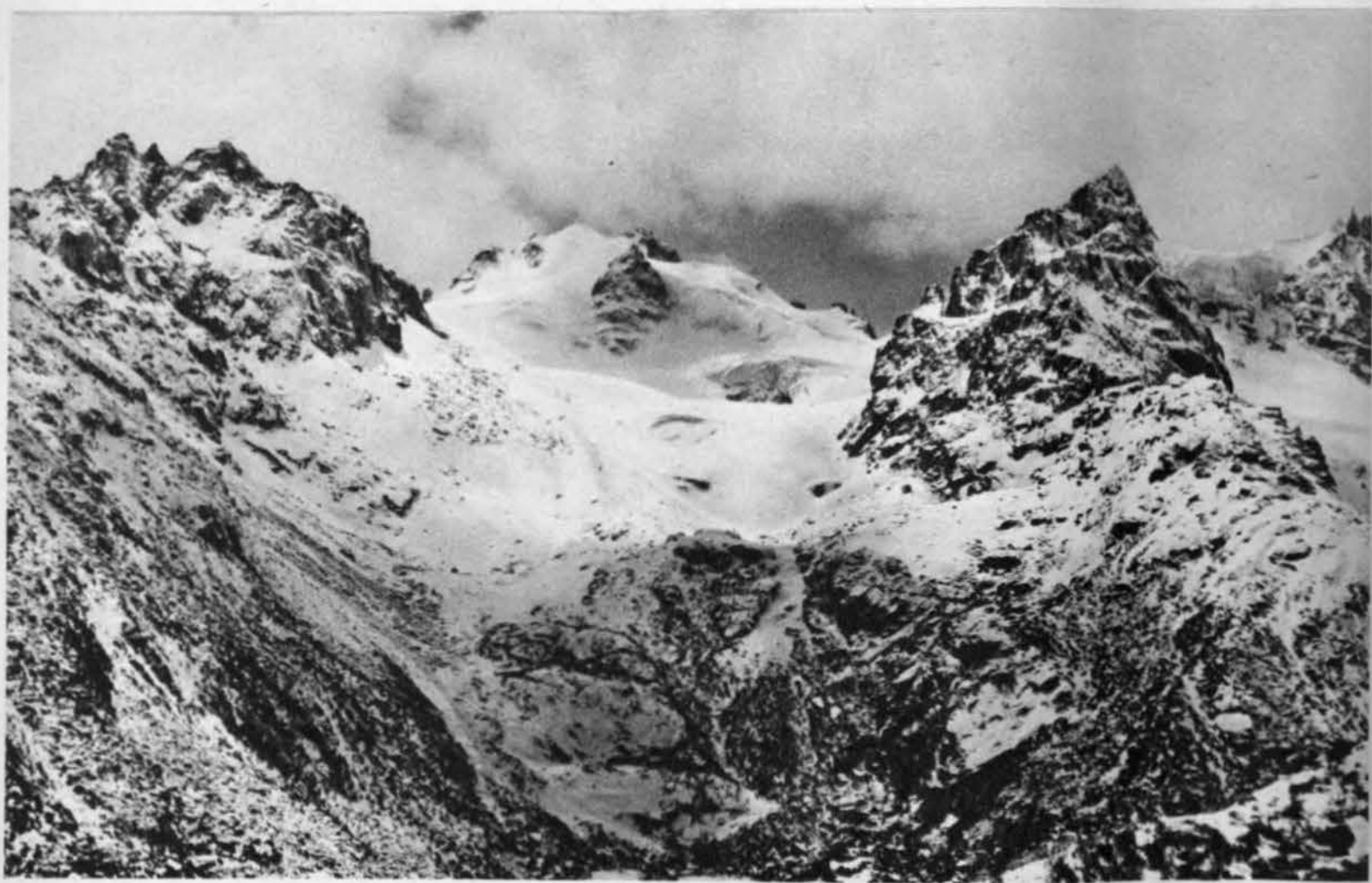




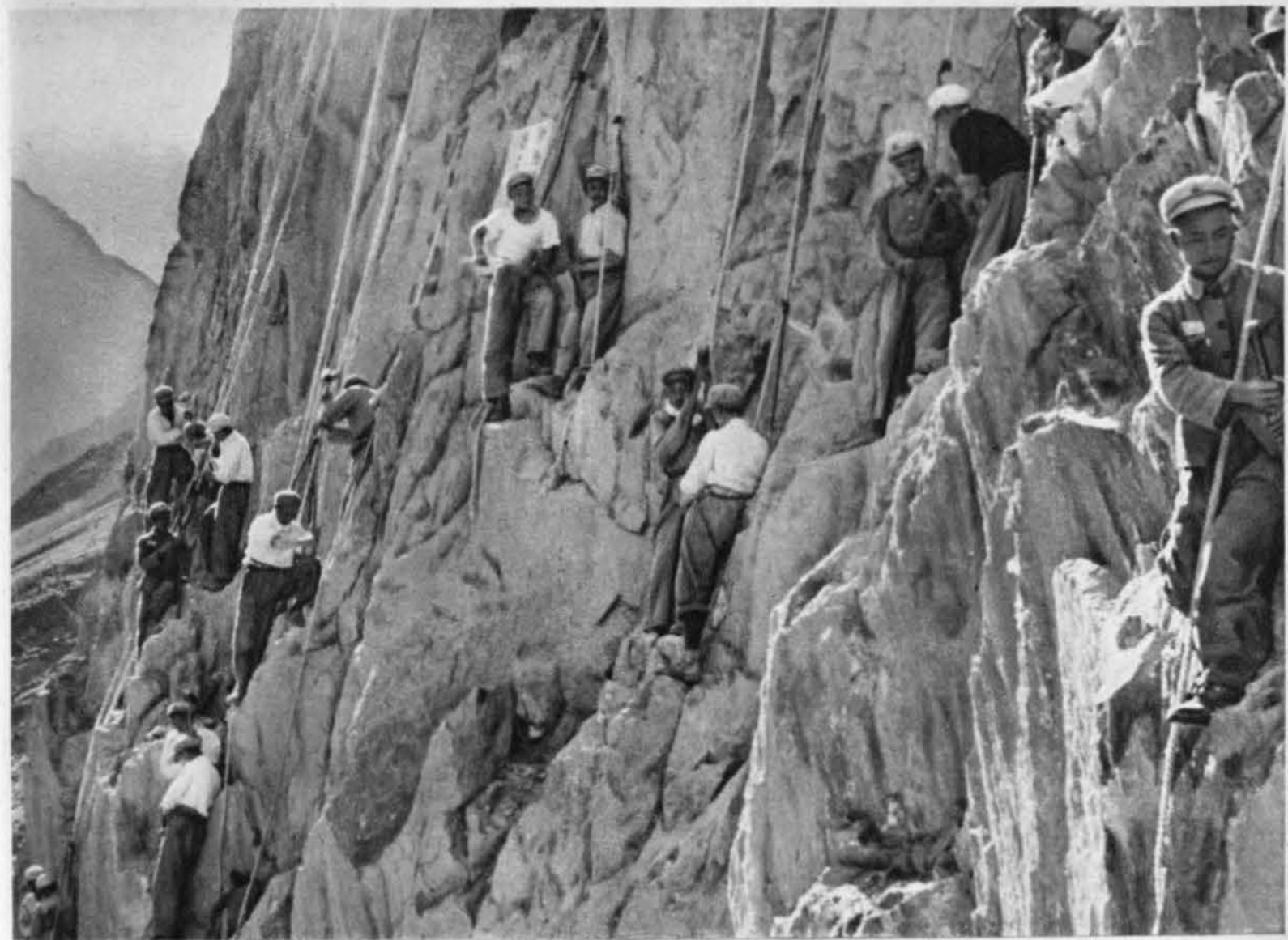




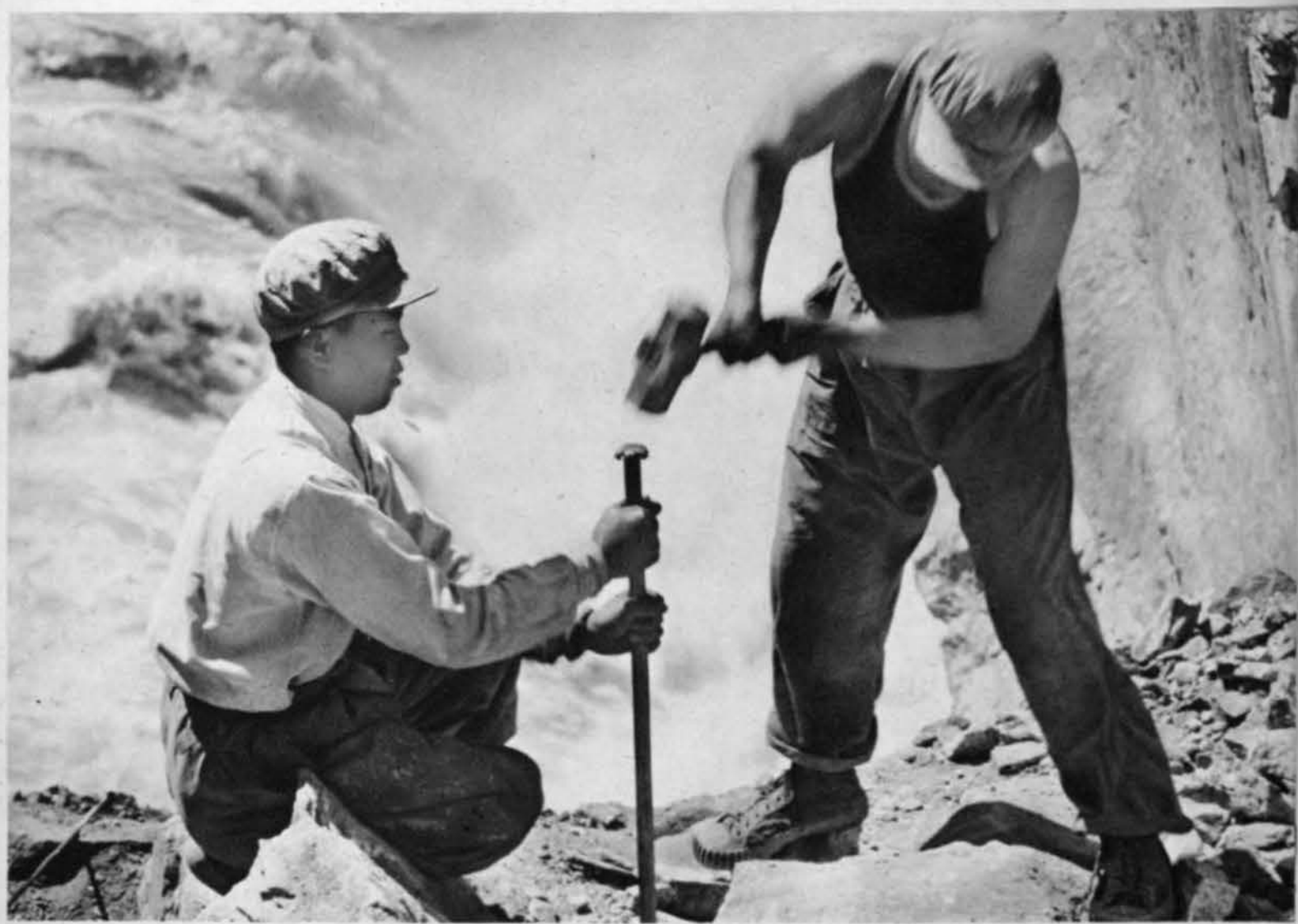




186

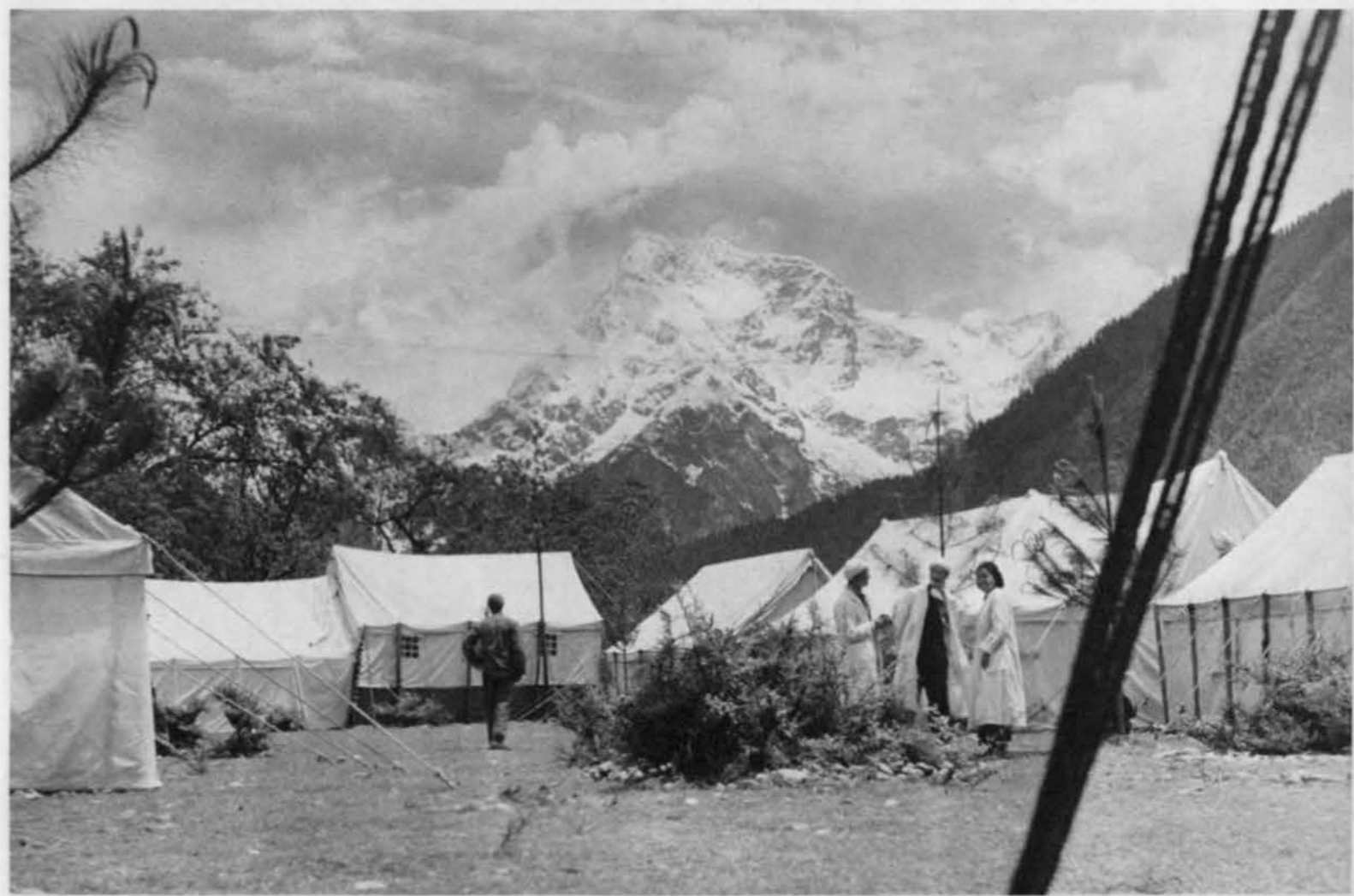


187





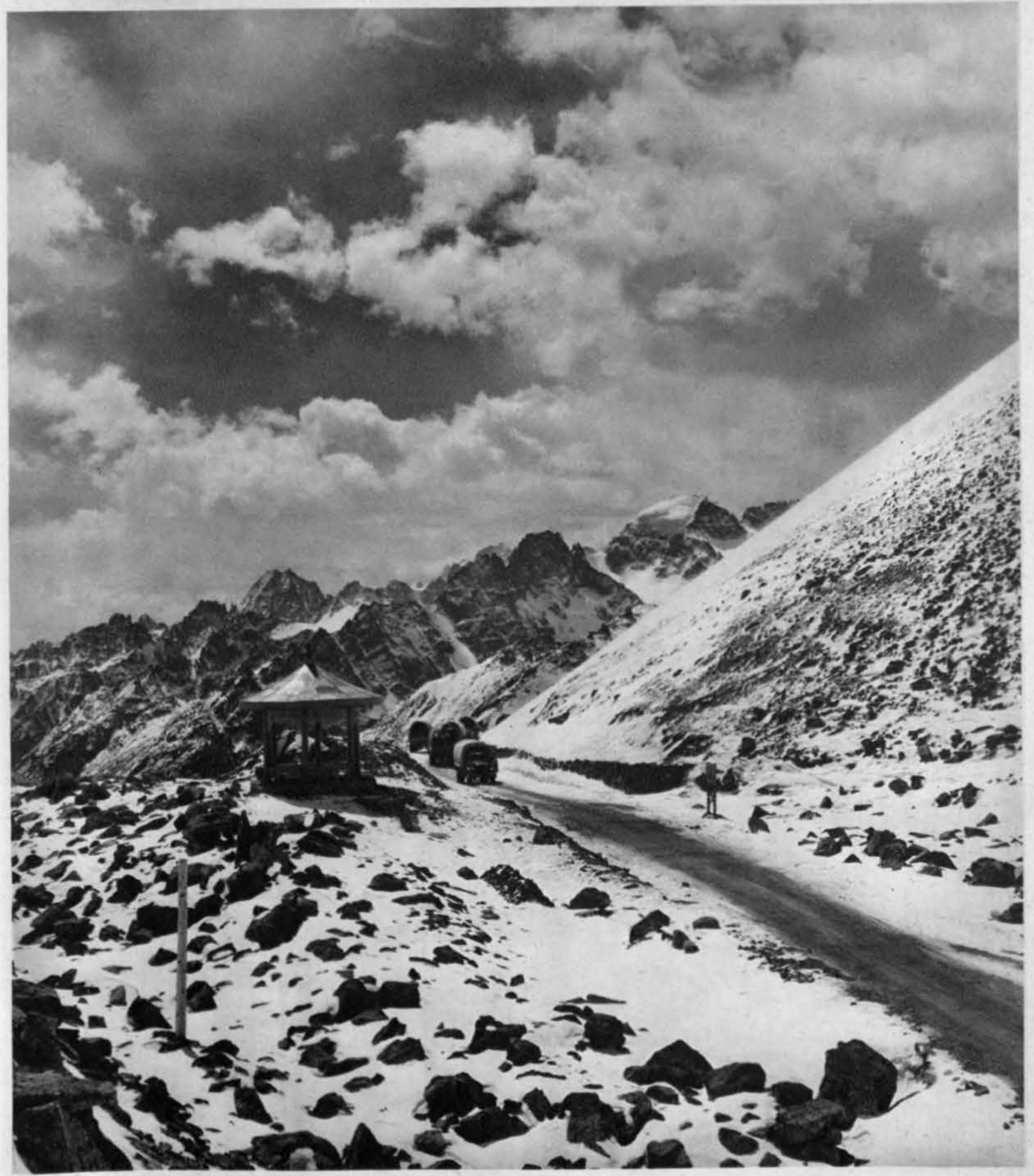
190



191







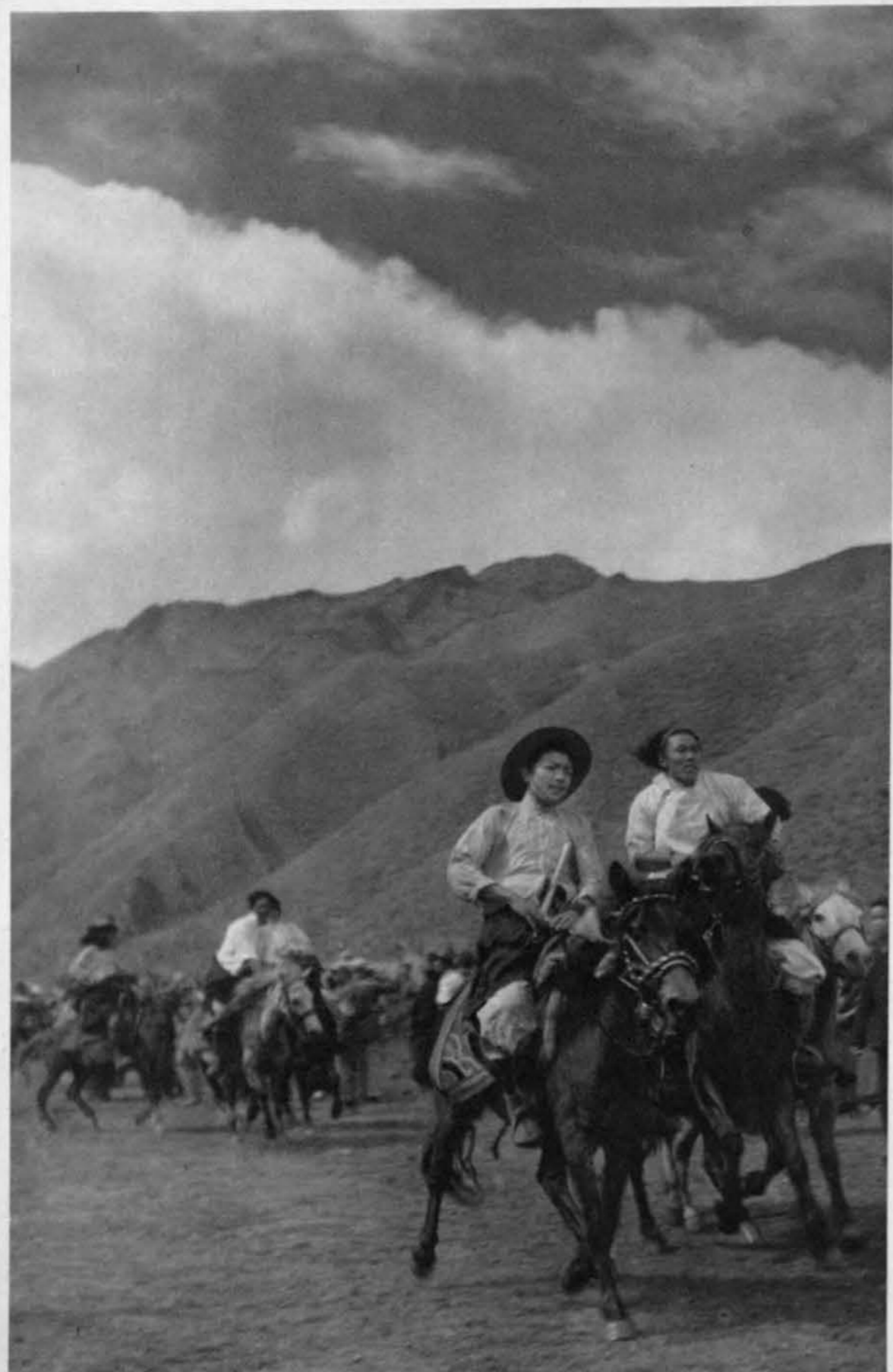


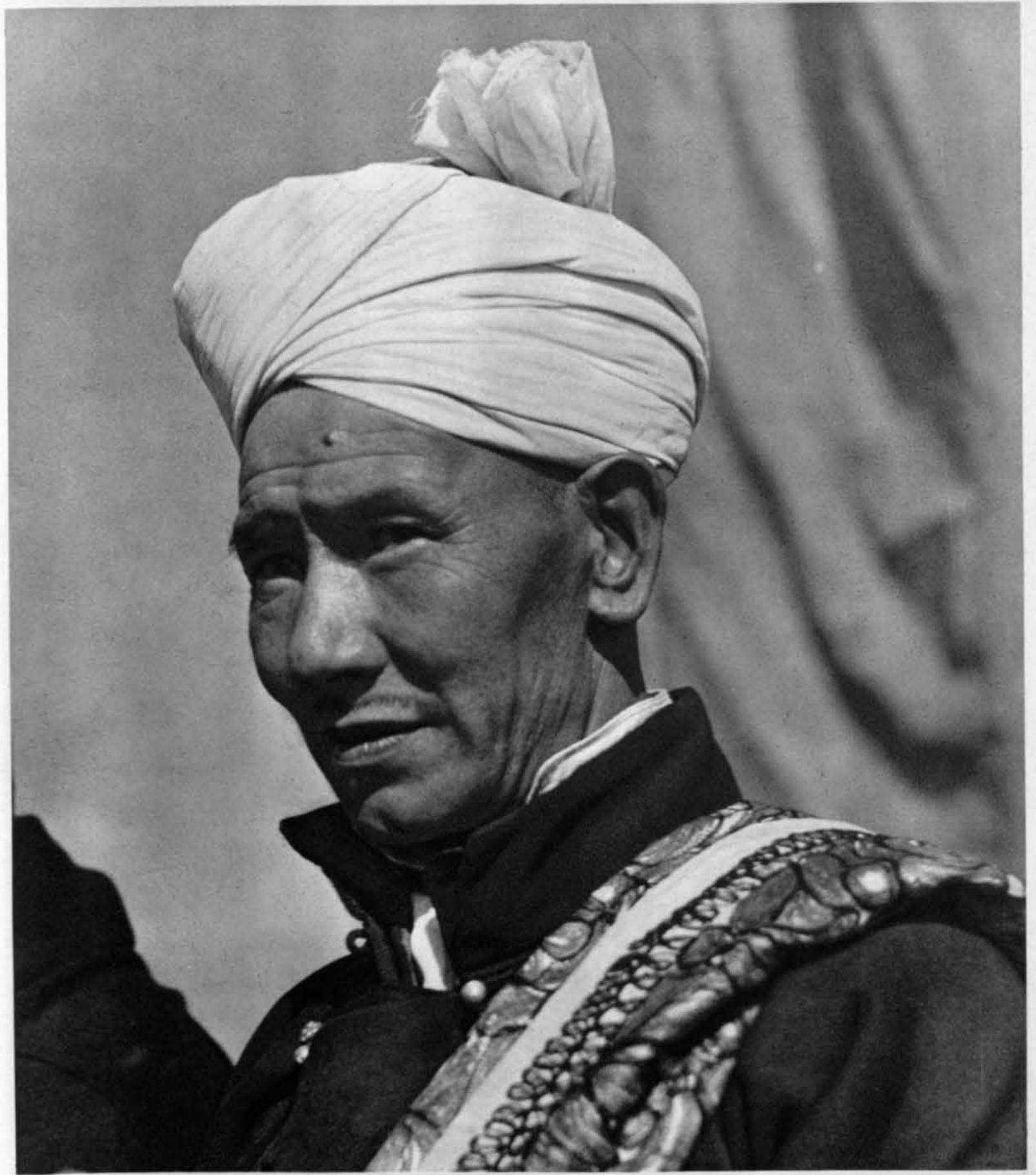


202

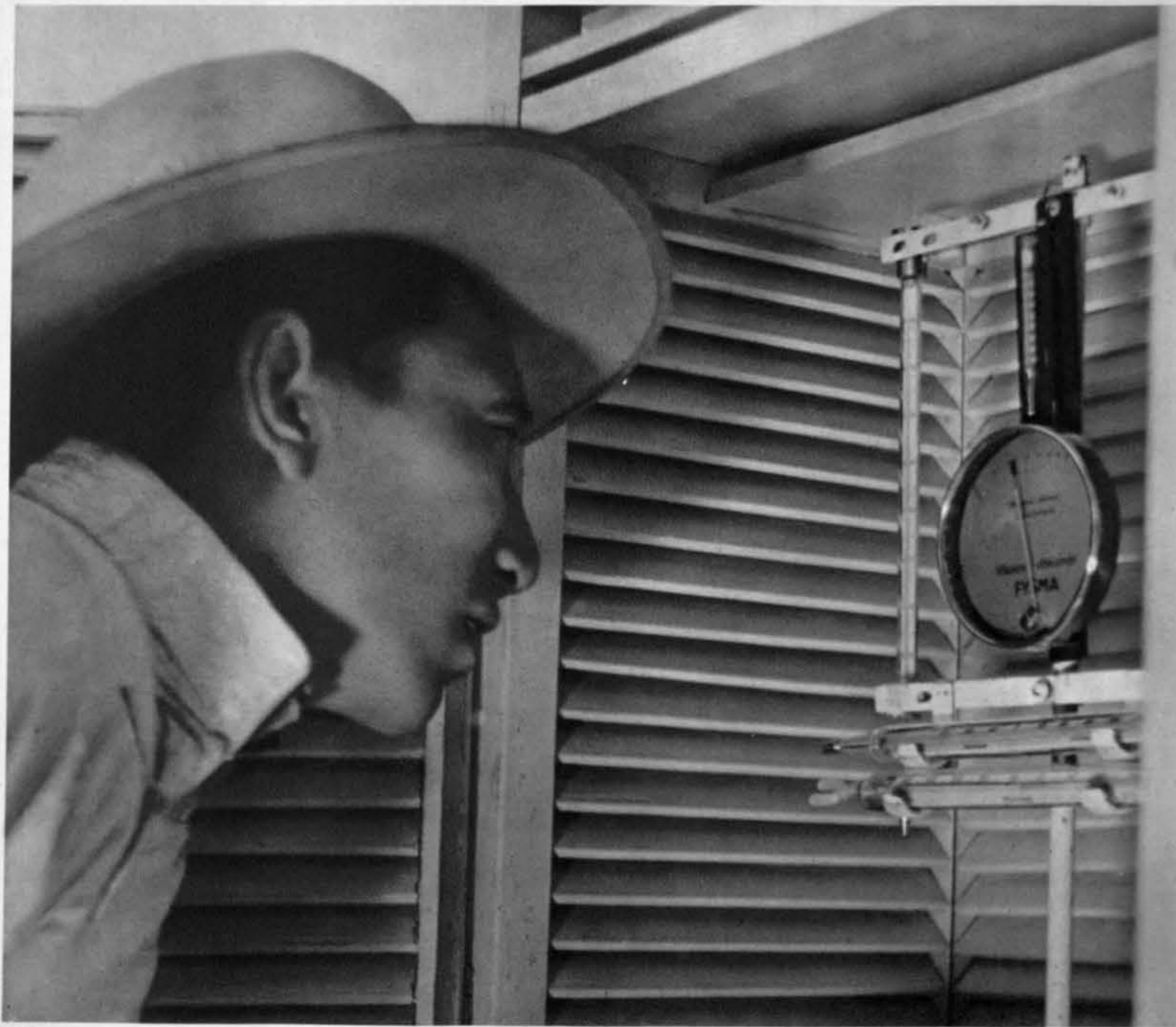


203















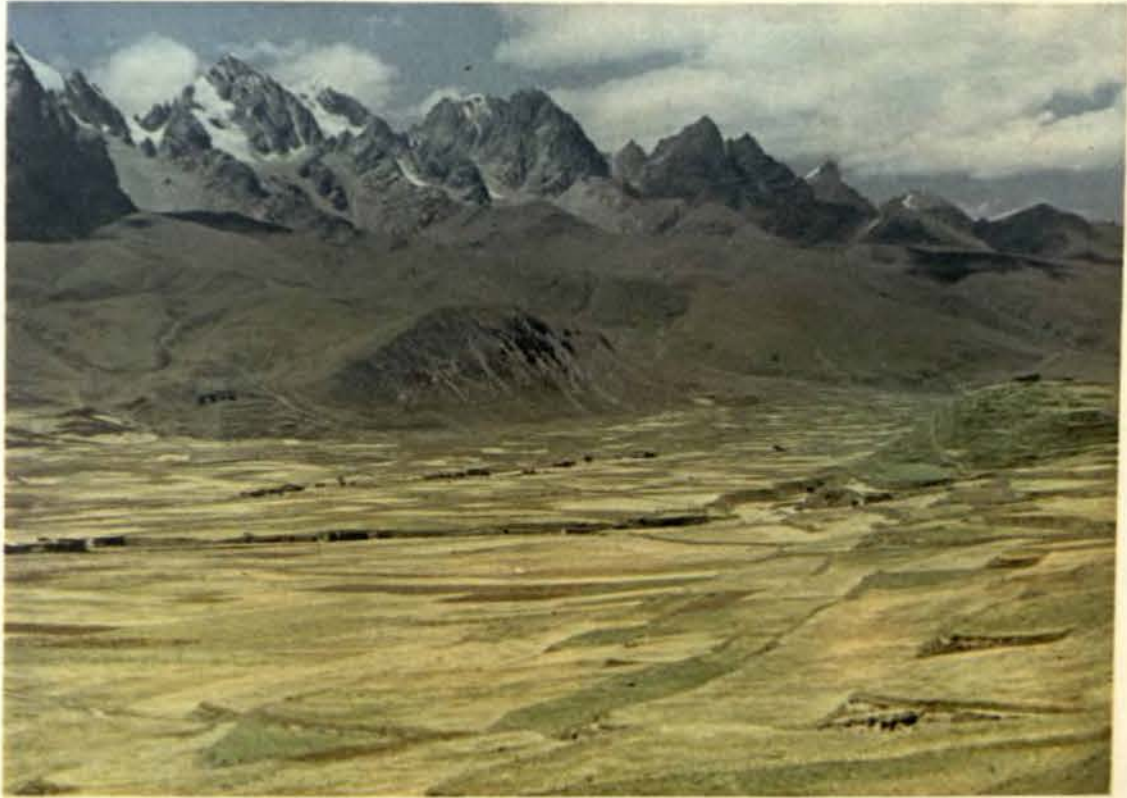




VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

1 — 42

Die farbigen Bilder sind mit Ziffern in Kursivschrift bezeichnet



224

Frontispiz: Teilansicht vom Dach des Palastes Potala-gun.

1. Unter den höchsten Bergen der Welt.
2. Tiefe Täler in ewigem Nebel.
3. Zauberhafte Winkel in einer Höhe von mehreren Tausend Metern.
4. Unter den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen leuchten die Spiegel der klaren Bergseen (An-tsho zur Zeit der Schneeschmelze).
5. Im Lande der Karawanen.
6. Menschen und Tiere erklimmen unwegsame Höhen.
7. Über wilden Stromschnellen hängen die alten Übergänge aus Seilen.
8. Ein tibetischer Werktag beginnt.
9. Die Wälle der Bergkämme beschützen die tibetischen Bergplateaus.
10. Unzählige Klöster auf Berghängen verleihen dem Land seinen geheimnisvollen Charakter.
11. Geschmückte Zelte, die auch die wandernden Klöster verwenden.
12. In den geschützten Tälern blühen wundersame Sträucher.
13. Tibetischer Frühling.
14. Die tibetischen Bergwiesen gleichen paradiesischen Gärten.
15. Ein kleiner Tibeter geht auf Abenteuer aus.
16. Bergeinöden und einsame Reiter auf ihren unendlichen Wanderungen.
17. Die Gebirge Tibets machen den Eindruck von Mondlandschaften.
18. Die Gipfel der Berge sind nur dann zu sehen, wenn der Wind die schweren Wolken auseinandertreibt.
19. Der ununterbrochene Wind vermag auch die festen Felswälle zu benagen.
(Das Gebirge Da-ma-la-Tscha-pi-la.)
20. Das Gebirge E-la.
21. Längs der schnellen Flüsse ziehen sich Weiden hin.
22. Undurchdringliche Urwaldzonen im Gebiet von Po-ma.
23. Ein Gewirr von Ästen verwehrt den Zugang in das dichte Gestrüpp des Dschungels.
24. Zwischen den Gipfeln des Hochgebirges öffnen sich fruchtbare Täler.
25. Malerische Dörfchen unter alten Klöstern.
26. Das Kloster von Kandz'.
27. Mittagsruhe in der Umgebung von Yo-ri-tun.
28. Sommertag in der Einöde unweit von Tschamdo.
29. Altertümliche Gedenksteine mit Inschriften bringen die Lehre Buddhas in Erinnerung.
30. An geheiligten Orten legen Pilger Steine mit eingemeißelten Gebeten nieder.
31. Schnelle Wildbäche stürzen zu Tal und bilden die Quellen der mächtigen Riesenströme Asiens.
32. Leichte, aus Yakfellen zusammengenähte Boote, die seit Menschengedenken besonders auf dem tibetischen Fluß Tsang-po, dem Brahmaputra, verwendet werden.
33. Alte Hängebrücke mit wehenden Gebetfahnen über dem Flusse Ya-lung.
34. Dort, wo es nötig war, die breiten Flüsse zu überqueren, bauten die Tibeter Holzbrücken, die jedoch keine allzu schwere Belastung ertrugen.
35. Schutzsäulen vor bösen Geistern auf Dächern tibetischer Häuser.
36. Die Häuschen der Lamas in den tibetischen Klöstern erinnern an Märchenbauten.
37. Beim „Durchlesen“ der auf den Gebetfahnen aufgedruckten Gebete soll der Wind behilflich sein.
38. Am Rande einer tibetischen Siedlung.
39. Städtchen und Siedlungen haben ihren altertümlichen Charakter bewahrt.
40. Om mani padme hum . . . steht in unendlichen Varianten auf den Gebetfahnen geschrieben.
41. „Obo“ — Schutzaltäre auf den Gipfeln der Berge — zusammengestellt aus Fahnen, Speeren und Stöcken der Pilger, die sie hier zum Dank für die gute Reise aufrichteten.
42. Aus Lehm erbaute „Tschorten“ — Grabmäler mit den Gebeinen verstorbener Lamas.

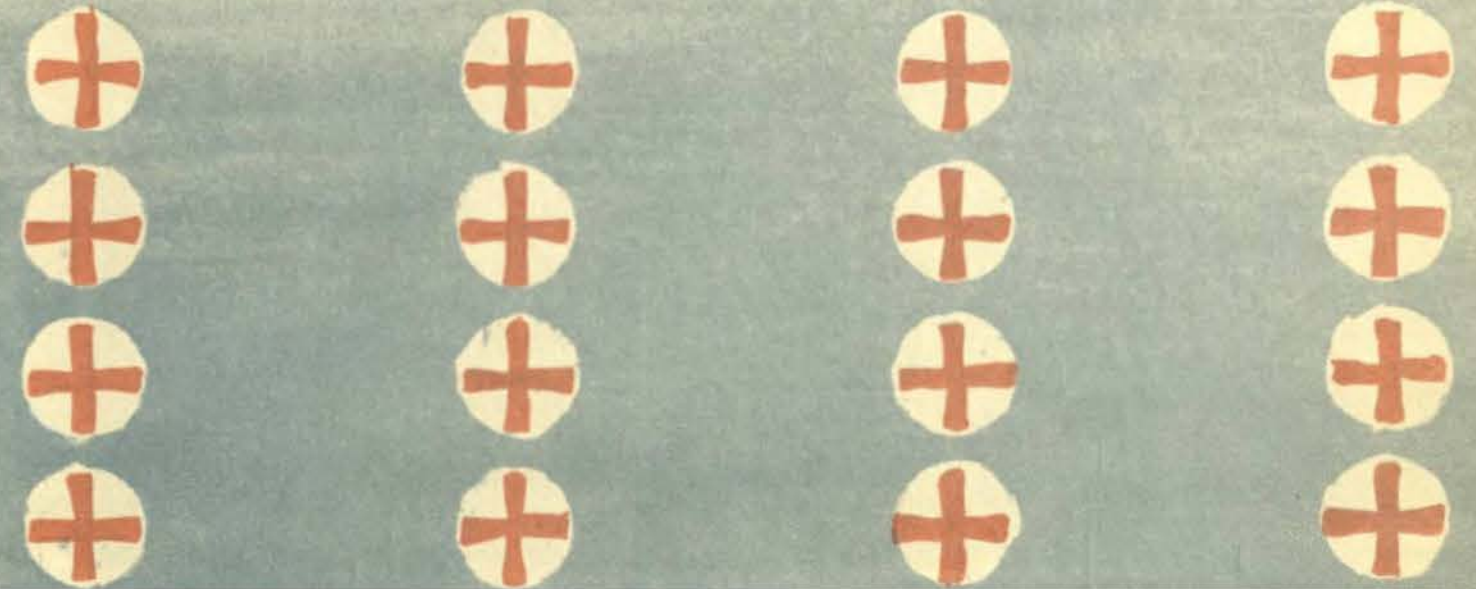
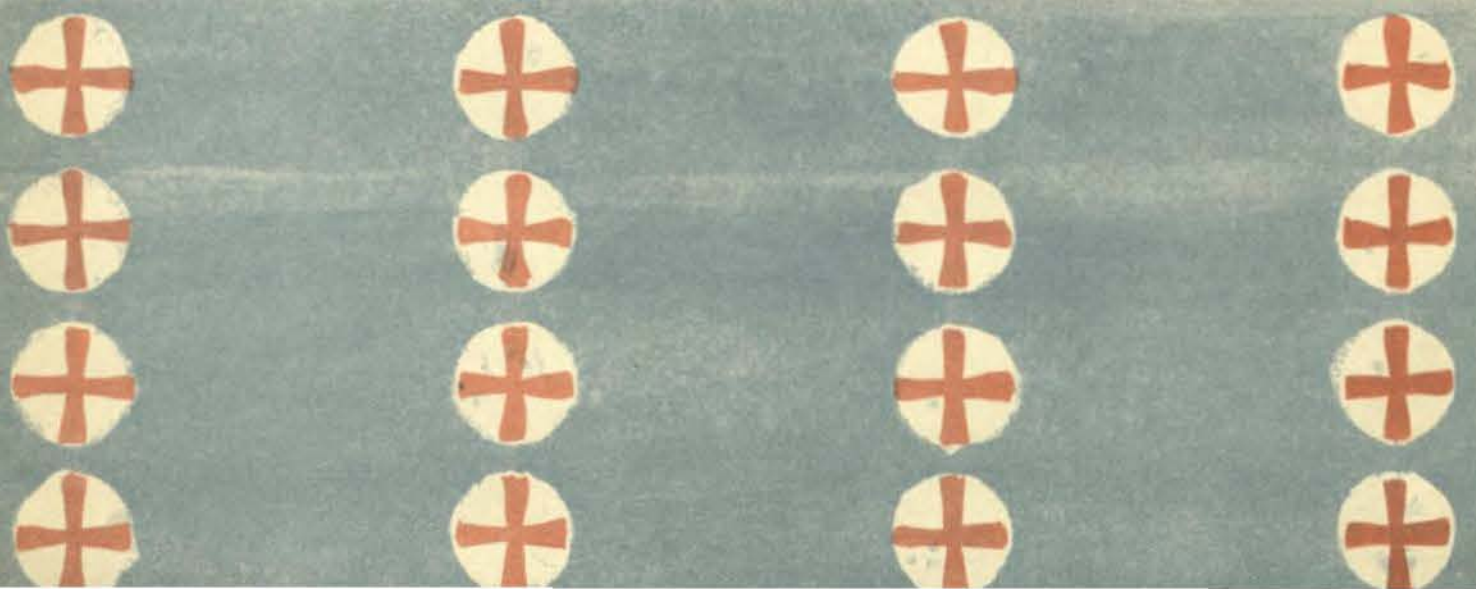
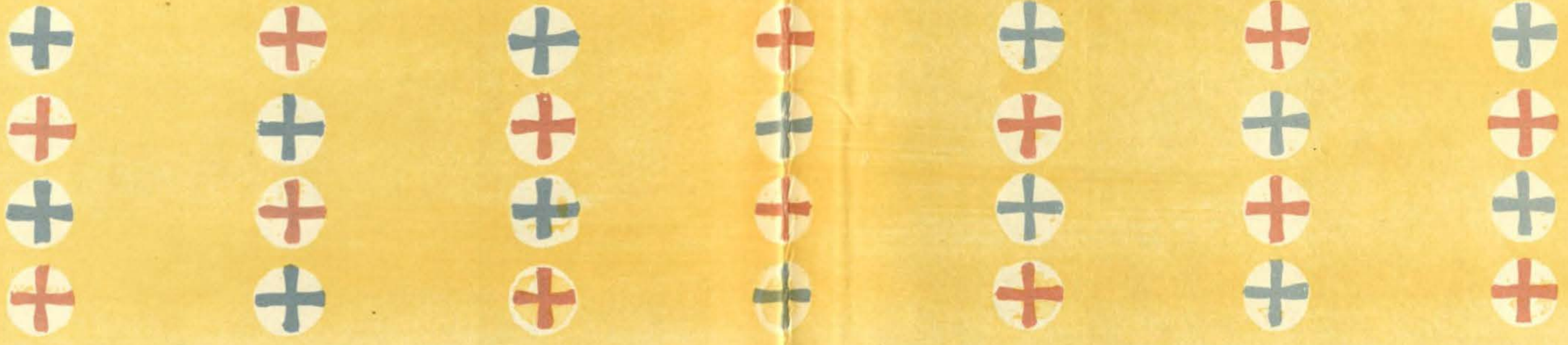
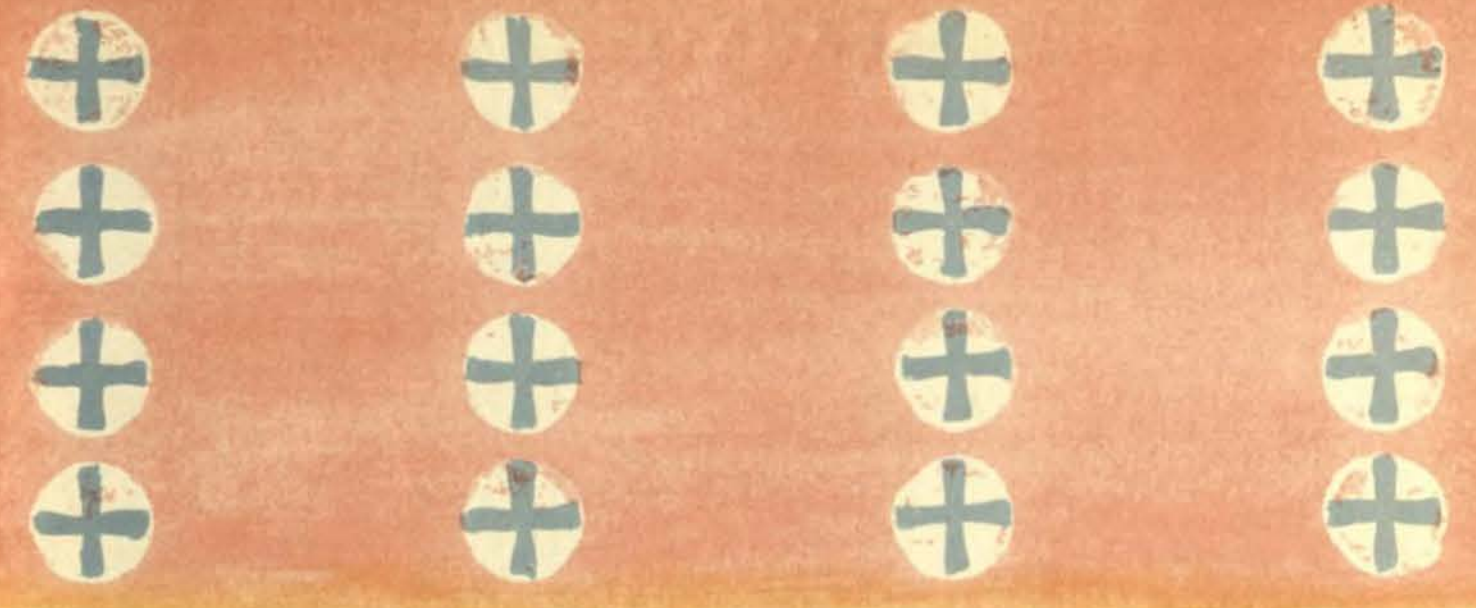
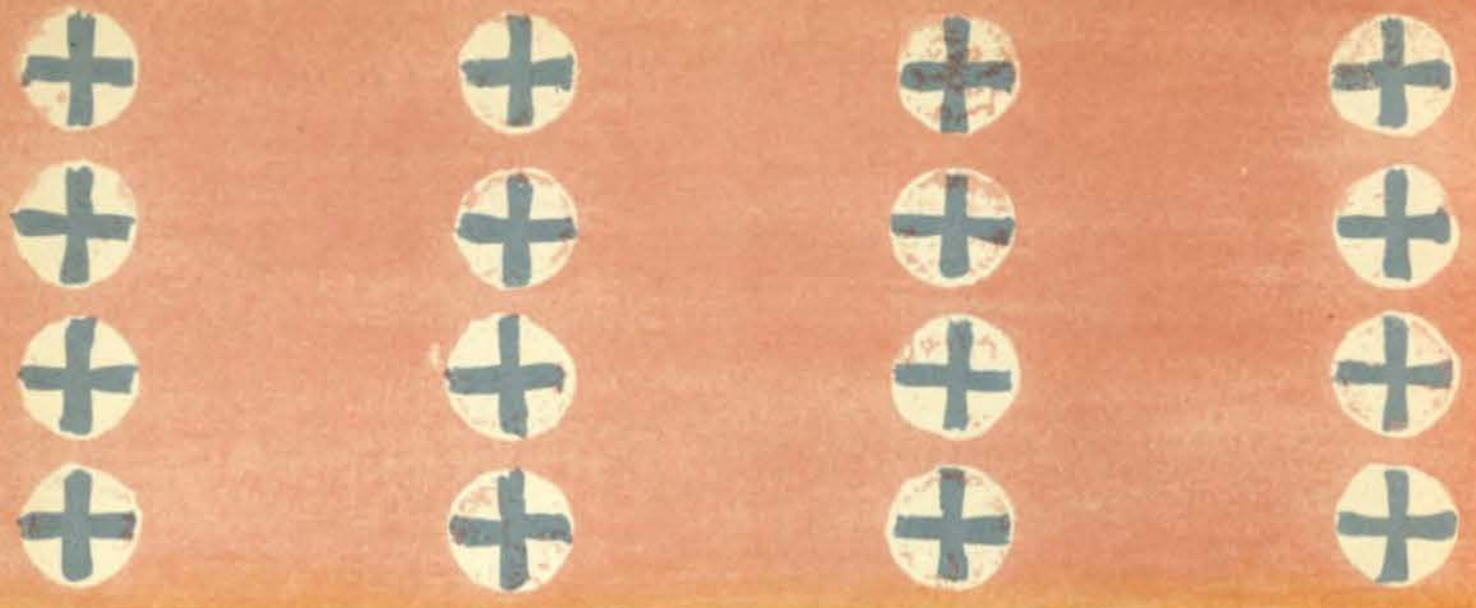
43. Ein Pfad, der aus dem Dorf in die Berge führt.
44. Junger Lama im Garten der Klosterschule.
45. Hirtenfamilie vor ihrem schwarzen Wollzelt.
46. „Dro“ — tibetische Weideplätze.
47. Eine Handelskarawane auf dem Weg von Schigatse nach Lhasa.
48. Tibeter auf der Pilgerfahrt nach Lhasa.
49. „Mani“ — Steine mit eingemeißelten Inschriften und Bildnissen der Schutzgötter.
50. Der Fluß Kyi-tsch'u (ein Nebenfluß des Brahmaputra), der die Hauptstadt Tibets, Lhasa, durchfließt.
51. Im südlichen Tibet dienen auch Kamelherden der Beförderung von Lasten.
52. Tibetische Küche auf der Reise.
53. Tibeter beim Teetrinken aus hölzernen Schalen.
54. Diese Frau hat angeblich bereits einundeinhalb Jahrhunderte verlebt.
55. Die abgehärteten Kinder der tibetischen Bergbewohner spielen mitten im Winter im sonndurchwärmten Sand.
56. Tibetischer Hirte im Pelz, den rechten Arm auch bei Frost unverhüllt.
57. Nachkommen der Nomaden — der freien Hirten, deren Stämme vorwiegend in den westlichen Gebieten Tibets leben.
58. Tibetische Frau aus der Umgebung von Kanz'.
59. Do-da, der Vorsteher der Gemeinde.
60. Menschen aus dem Norden. Der eine hält die tibetische Gebetmühle „Tsch'a-kor“ in der Hand.
61. Zelte wohlhabender Tibeter bei einem kleinen Sommerfest.
62. Pilgernder Gelehrter.
63. „Tsamba“ — die tibetische Nationalspeise. Aus geröstetem Gerstenmehl werden in einer Schale kleine Stückchen von rohem Teig geknetet, die auch auf längeren Wanderungen als Wegzehrung dienen.
64. Tibetische Frau aus der Umgebung von Bathang, mit schwerem Silberschmuck im Haar, beim Melken.
65. Das Mischen des mit alter Butter verdickten Tees im „Dong-po“, dem hölzernen Butterfaß.
66. Nomadenfamilie. Die in kleine Zöpfchen geflochtenen Haare der Frauen werden zu einem dicken Zopf verbunden, der bis zur Erde reicht.
67. Die tibetischen Frauen aus der Umgebung von Pa-kh' tragen kurzes Haar und zu den Röckchen aus grob gegerbtem Leder kleine Hüthen, die anderswo in Tibet nicht üblich sind.
68. Tibetische Frau aus der Umgebung von Pa-kh'.
69. „K'am-po“, der Vorsteher des Klosters, vor seinem Sommerzelt.
70. Karawanenführer mit Gewehr, das am Ende mit einer langen Stützgabel versehen ist. Die Tiere an der Spitze der Karawane tragen Glocken an den Halsen, deren Klang auch auf große Entfernungen zu hören ist.
71. Tibetischer Kaufmann, der Tee aus dem Binnenland einführt.
72. Trocknen von „Argal“, dem Heizmittel aus Yakmist, an der Hausmauer.
73. Die alten tibetischen Steinhäuser mit den Grabmälern der verstorbenen Familienangehörigen wirken wie kleine Festungen.
74. Auch in einer Höhe von über viertausend Meter wächst wetterfestes Getreide.
75. Es reift der tibetische Berghafer — „Tschin-ka“.
76. Das Mittagmahl eines tibetischen Bauern. Eine Schale „Tsamba“ und Tee.
77. Tibetische Ernte. Der Hafer oder Weizen wird mit kurzen Sicheln geschnitten und zu kleinen Büscheln gebunden.
78. Abenddämmerung auf einem Feld in der Umgebung von Schin-tu-tschau.
79. Niedrige Steinwälle schützen die Felder vor dem anfliegenden Sand, den der alltägliche Nachmittagswind herbeitreibt.
80. Die Yaks, die größtenteils die Ernte von den Feldern einbringen, werden mit Garben beladen.
81. Im Dörfchen Schay-si-ty zur Zeit der Ernte.
82. Auf den flachen Dächern „Khang-pa“ der tibetischen Häuser wird das Getreide getrocknet.

83. Vor dem Gewitter.
84. Tibetischer Landmann beim Abendessen in dem von der Sonne durchwärmten Winkel beim traditionellen Opferherd.
85. Schützende Zeichen gegen „alles Böse“ hängen über dem Eingang jedes tibetischen Bauernguts.
86. Holzpflüge der Tibeter.
87. Tibeter beim Ackern.
88. Nach der Ernte begeben sich die Tibeter auf die Reise, um Einkäufe zu besorgen. Männer aus den nördlichen Bergen.
89. Vor dem Städtchen Kandz'.
90. Tibetischer Fleischerladen.
91. Zeltgasse der Kaufleute.
92. Altväterliche Stille in den tibetischen Gassen.
93. Verkehr vor den Läden und Häusern der Handwerker.
94. Fenstervorhänge und Dächer aus Leinwand, zum Schutz gegen Wind und Sonnenglut.
95. Lamas und Kaufleute vor dem Hause, wo die Reisen der Karawanen vereinbart werden.
96. In den Sommermonaten geben die „ewigen Nomaden“ luftigen Zelten, die auf den Dächern der Häuser errichtet werden, den Vorzug.
97. Die Siedlung To-g, wo sich auch eine alte lamaistische Druckerei befindet.
98. Tibeter bei der Beförderung von Paketen halbgepreßten Tees.
99. Wasserträger. Die Tibeter tragen das Wasser von den Quellen oft hoch in die Bergeinöden oder Klöster.
100. Winterlandschaft in der Nähe des Dorfes Mani-kan-go.
101. Karawanenführer mit seinem Sohn.
102. Auf dem Karawanenpfad.
103. Die Yaks befördern die Vorräte für den Winter in die Berge.
104. Begegnung mit einer tibetischen Familie.
105. In einem malerischen Tal liegt, 3.860 Meter über dem Meer, die Hauptstadt Tibets — Lhasa.
106. Der von Geheimnis und Legenden umwobene Palast des Dalai-Lama — Potala-gun.
107. Zum ersten Mal wurde auch zwei Tschechoslowaken die seltene Gelegenheit zum Besuch des Palastes des Dalai-Lama geboten.
108. Die Treppe, die zum Eingang „Tschoto“ führt, der Pforte der Demut vor den Göttern.
109. Lama-Musikanten, Angehörige der Sekte der „Gelbmützen“ auf dem Hof des Palastes Potala-gun.
110. Große Trommeln an langen Stangen sind die wichtigsten Instrumente der tibetischen Klostermusik.
111. Teil des Palastes, in dem sich auch die Gemächer des Dalai-Lama befinden.
112. Wandgemälde, einen der mächtigen Beschützer der vier Weltgegenden darstellend.
113. Die Relief-Inschriften über den Pforten werden durch bunte Farben und feine Schnitzereien ergänzt.
114. Wandgemälde, ein anderer Beschützer der vier Weltgegenden.
115. Die Wandgemälde in den Gängen des Palastes des Dalai-Lama sind eigentlich eine große Chronik in Bildern. Der Fluß Kyi-tsch'u, der Lhasa durchfließt, in der Darstellung eines unbekanntes tibetischen Malers.
116. Ein seltenes Bilddokument, im Dunkel eines Vorsaales des Palastes verborgen. Es stellt die ursprüngliche Form des Palastes Potala-gun auf dem noch unverbauten Berg Mar-po-ri dar, wo der Legende nach Buddha selbst erschienen sein soll.
117. Wandgemälde, den fünften Dalai-Lama darstellend.
118. Von Holzplatten abgedruckte tibetische Bücher. Es sind eigentlich nur einzelne, zu einem Bündel zusammengebundene Blätter.
119. Nachmittags-Gottesdienst — Lamas beim Lesen der Gebete.

120. Der vierzehnte Dalai-Lama.
121. Pavillon in der „Goldenen Stadt“ auf dem flachen Dach des Palastes Potala-gun.
122. Stiller Winkel auf einer Galerie des Palastes Potala-gun, in einer Höhe von fast viertausend Meter.
123. Dunkelrote Zierstreifen sind mit geschnittenem Stroh belegt.
124. Verziertes Kapitell am Goldenen Pavillon.
125. Der höchste Punkt des Palastes Potala-gun.
126. Phantastische Masken verdecken die Gesichter der Tänzer beim lamaistischen Tanz „Tscham“.
127. Lamas blasen bei einem Kirchenfest silberne Trompeten.
128. Wandernde tibetische Schauspielertruppe.
129. Altertümliche tibetische Pantomime.
130. Die dramatischen Gesichter der Beschützer, von mystischem Licht bestrahlt, bilden einen scharfen Kontrast zu dem lieblichen Ausdruck der Bodhisattwas.
131. Lichtträger . . . In den dunklen Tempelzellen bildet brennende Butter die einzige Beleuchtung.
132. Kettenvorhänge verschließen den Zugang zu den geheiligten Stätten. Draperien aus Brokat und Glocken gehören zur Verzierung des Inneren der Tempel.
133. Der König Srong-tsan Gam-po mit seinen beiden Gemahlinnen, der chinesischen Prinzessin Wen-tsch'eng kung-tschu (der Weißen Tara) und der Prinzessin von Nepal, Bhrikuti (der Grünen Tara).
134. Ein Teil des Hochzeitsschatzes der chinesischen Prinzessin Wen-tsch'eng kung-tschu (der Weißen Tara).
135. Gold in allen Schattierungen und seltene Edelsteine umrahmen die Gesichter der Buddhas in den ehemaligen Gemächern der Prinzessin Wen-tsch'eng kung-tschu.
136. Kleiner Altar des Bodhisattwas Amitabha, für dessen Verkörperung der Pan-tsch'en-lama gehalten wird.
137. Phantastische Statue des Bodhisattwa Tschänräzi — des Gottes der Gnade und heiligen Beschützers von Tibet. Die Gläubigen halten den Dalai-Lama für seine Inkarnation.
138. Eingangshalle eines der Häuser im Sommersitz des Dalai-Lama.
139. Sonnige Veranda im Sommerpalast.
140. Verzierte Kapitelle mit reicher Schnitzerei und Bemalung sind das Werk tibetischer Volkskünstler von heute.
141. Die Wandgemälde im Kam-sun-siln-de, dem neuen Haus des vierzehnten Dalai-Lama, beweisen, daß sich auch die heutigen Maler an die alten Traditionen der Malerei halten.
142. Der Sommersitz des Dalai-Lama — Nor-bu Ling-ka.
143. Die „Mani“-Steine sind oft mit bunter Tonerde bemalt.
144. Diesen Säulen wird nach dem Aberglauben schützende Kraft vor bösen Dämonen zugeschrieben.
145. Wie verzaubert durch das lächelnde Schweigen tausender Buddhas wirken die tibetischen Klöster.
146. Thon-mi Sam-bho-ta, der aus Indien die dem Tibetischen angepaßte Schrift mitbrachte.
147. In der ältesten tibetischen Kathedrale Ri-bo-k'ang in Lhasa befindet sich auch die Zelle mit der Statue des tibetischen Königs Srong-tsan Gam-po aus dem 7. Jahrhundert.
148. Die Weiße Tara.
149. Die Grüne Tara.
150. Die Zelle des Begründers der Sekte der Gelbmützen Tsong k'a-pa.
151. In einem der Gänge des alten Tempels von Lhasa.
152. Gebetmühlen aus Leder und Kupfer.
153. Geheiligte Worte drehen sich auf der kupfernen Oberfläche und sind auch in das Innere der Walze geschrieben.

154. Klosteridylle . . . Butterlampen und „bum-pa“, eine Kanne mit Weihwasser.
155. Lamas bei der Zubereitung von festlichen Opferspeisen aus Butter und Gerstenmehl.
156. TE DEUM LAUDAMUS — lautet die Inschrift auf der Glocke, die angeblich ein Geschenk Marco Polos ist.
157. Die Blitzlichtaufnahmen brachten erst nach dem Entwickeln die sonst in tiefem Dunkel verborgenen uralten Kunstwerke der tibetischen Kultur zutage.
158. Die schrecklichen Gesichter mancher Götter sollten die Gläubigen darüber belehren, was sie im „Bardo Thödol“, dem Zustand nach dem Tode, erwartete, bevor sich die Seele von neuem verkörpert.
159. Beamte in Lhasa bei der Arbeit. Geschrieben wird auf Streifen weichen Papiers, entweder mit dem Pinsel oder einem zugespitzten, in Tusche getauchten Holzstäbchen.
160. 161. Pilger aus entfernten Gegenden Tibets wandern zu den verehrten Stätten in Lhasa.
162. Auf dem Dach der Kathedrale Ri-bo-k'ang.
163. Die Ziersäulen sind aus Goldblechplatten zusammengesetzt.
164. Architektonisch interessant sind die Stadttore von Lhasa.
165. Alter Verwalter in den Gemächern des Dalai-Lama.
166. Chinesische und indische Kunstwerke, die der XIII. Dalai-Lama sammelte.
167. Im Empfangssaal des XIV. Dalai-Lama stehen in prachtvollen Schreinen goldene Figuren tibetischer Götter.
168. Der Thron des XIV. Dalai-Lama.
169. Der untere Teil des Thrones ist mit Schnitzereien tibetischer Meister geschmückt.
170. Aus dem Sterbezimmer des XIII. Dalai-Lama.
171. Das Haus Mocar-Peki, das zur Zeit des XIII. Dalai-Lama erbaut wurde.
172. Selbst auf dem höchsten Bergplateau der Welt gibt es kaum ein Plätzchen, wo sich nicht die große schöpferische Begabung des tibetischen Volkes offenbarte.
173. Tibetisches Ehepaar in der traditionellen Kleidung.
174. Alter Marktplatz in Lhasa.
175. Gasse in Lhasa.
176. Häuser im „Inneren Ring“ von Lhasa.
177. Blick in den Hof eines tibetischen Hauses mit typischer Veranda.
178. Das Mekka der Tibeter, die Hauptstadt Lhasa.
179. Gegenüber dem Palast Potala-gun steht die älteste lamaistische Medizinburg Tschag-po-ri.
180. Das Hauptgebäude der Tschag-po-ri mit den Häuschen der heilkundigen Lamas.
181. Teilansicht einer alten Opferstätte, die dem „Gott der Heilkunde“ geweiht ist.
182. Tibetischer Musikant beim Spiel auf dem Instrument Tcha-njem.
183. Tibetisches Volksinstrument Ken-tscha.
184. Eine Reihe mächtiger Tschorten verwehrte wie ein Schutzwall den Zugang zur verbotenen Stadt.
185. Karawanen von Lasttieren — früher die einzigen Verkehrsmittel Tibets.
186. In den unübersteigbaren Bergen, an den höchsten Stellen der Welt begann der Bau einer Bergstraße.
187. Seile bildeten oft die einzige Stütze der kühnen Baumeister der Straße, die Tibet mit dem Inneren Chinas verbinden sollte.
188. Ungezählte Sprengladungen waren nötig, ehe die festen Felsen den kühnen Menschen wichen.
189. Über tiefe Abgründe wurden unerhörte Konstruktionen fester Brücken gelegt.
190. Dort, wo es früher nur undurchdringlichen Urwald gab, entstanden Auffangstationen.

191. Zeltstädte, in denen es sogar Krankenhäuser mit den modernsten medizinischen Einrichtungen gab, entstanden in den geschützten Tälern, unter den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen.
192. Die Arbeiten an einem der Abschnitte der Straße bei Pa-kh'.
193. Auch Tibeter arbeiteten beim Bau der Straße, die bisher unzugängliche Orte mit der Außenwelt verbinden sollte.
194. Nach Jahren mühevoller Arbeit wurde auf der Straße Si-k'ang — Tibet, K'ang-dsang kung-lu, der Verkehr aufgenommen.
195. Als bekannt wurde, daß sich der XIV. Dalai-Lama auf die Fahrt über die neue Bergstraße begeben hatte, wurden auf den Berghängen Festfeuer angezündet.
196. Der vierzehnte Dalai-Lama auf seiner Fahrt ins Innere Chinas.
197. Lamas in ihren altertümlichen Trachten, mit Butterverzierungen in den Händen, bei der Ankunft des „Höchsten Lamas“.
198. Dort, wo früher nur Karawanenpfade die Berge durchkreuzten, zieht sich nun das Band der höchstgelegenen Straße der Welt dahin.
199. Eine Autokolonne bei der Überquerung des Gipfels Schor-schan in einer Höhe von 5.050 m.
200. Am 25. Dezember 1954 kamen die ersten Automobile in die Hauptstadt Tibets.
201. Das, was gestern noch Phantasie schien, ist über Nacht zur Wirklichkeit geworden — Automobile unterhalb des Palastes Potala-gun.
202. Die chinesischen Repräsentanten, Ingenieure und Baumeister der Bergstraße wurden auf altertümliche tibetische Weise mit weißen Zeremonien-schärpen (k'a-dag) und Blumen begrüßt.
203. Tibetische Jugend tanzt den „Ärmeltanz“ auf dem Platz unter dem Palast Potala-gun.
204. Ein liebevoller Tanz tibetischer Kinder.
205. Mädchen aus Lhasa in festlicher, reichgeschmückter Haartracht.
206. Tibetisches Pferderennen.
207. Bogenschützen. Ihre Pfeile enden in hölzerne Ansätze, die die Mitte der ledernen Zielscheibe durchstoßen.
208. Tanzgruppe bei einem Fest in Lhasa.
209. Auch Mohammedaner in ihrer traditionellen Kleidung kamen, um die Automobile in Lhasa zu besehen.
210. An der neuen Straße entstanden bald staatliche Kaufhäuser.
211. Ein junger Jäger besichtigt vor dem Schaufenster der Austauschstation Tee, Tabak und eiserne Geräte, deren Beschaffung früher erfordert hätte, die lange Reise ins Innere des Landes zu unternehmen.
212. Tibeter vor einem bisher unbekanntem Gerät — dem Feuchtigkeitsmesser.
213. Die wißbegierigen Besuche der Tibeter in der meteorologischen Station wurden zu nicht organisierten Aufklärungskursen gegen Aberglauben.
214. Die ersten Maschinen, die nach Tibet eingeführt wurden.
215. Für die Tibeter wurde in Kands' ein neues Krankenhaus erbaut.
216. Ein kleiner Tibeter, der bereits in der neuen Gebärdensprache das Licht der Welt erblickt hat, auf dem Heimweg.
217. Die tibetischen Mütter waren die ersten, die mit ihren Kindern die erfahrenen Ärzte aufsuchten.
218. Schöne und stolze Menschen leben unter den höchsten Bergen der Welt.
219. Die Tibeter verstehen es, mit einem Lächeln oft mehr auszudrücken, als es Worte vermögen.
220. Auf dem Weg zur Schule.
221. Heute lernen in den Schulen auch die Kinder der Hirten die bisher unbekannte Welt kennen.
- 222., 223., 224. Die letzten Aufnahmen aus Tibet.



Handwritten text in Devanagari script, likely a Sanskrit passage. The text is arranged in approximately six lines within a rectangular frame.

३३।
Handwritten text in Devanagari script, likely a Sanskrit passage. The text is arranged in approximately six lines within a rectangular frame.

Handwritten text in Devanagari script, likely a Sanskrit passage. The text is arranged in approximately six lines within a rectangular frame.

३४।
Handwritten text in Devanagari script, likely a Sanskrit passage. The text is arranged in approximately six lines within a rectangular frame.